

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 93

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Ludwig Homann Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 93

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 93

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2020 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1566-0
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Auszug aus »Engelchen. Erzählung«	7
Auszug aus »Ada Pizonka. Roman«	17
Aus dem Erzählband »Klaus Ant. Ein Erziehungsroman«	
Die Dicke	34
Der Heckenschütze	46
Auszug aus »Der weiße Jude. Roman«	59
Auszug aus »Der Hunne am Tor. Roman«	81
Auszug aus »Befehl dem Meer! Roman«	103
Auszug aus »Jung Siegfried. Polizeiroman«	114
Auszug aus »Ein seegrünes Fahrrad«	123
Nachwort	136
Textnachweise	158

Auszug aus »Engelchen«

An sich regten Titgemeier Fliegen auf, er fing sie mit der Hand oder schlug sie mit dem Handtuch tot. Ausgerechnet eine Fliege wurde dann aber einen Winter lang seine Freundin. Sie blieb im Herbst von den Plagegeistern übrig, starb nicht oder verkroch sich wie die anderen und entwischte ihm irgendwie. Als er dann einmal tagelang niemanden gesehen und kein Wort geredet hatte, freute er sich plötzlich, als sie vor ihm über den Tisch krabbelte. Er sprach mit ihr: »Willst mich nicht allein lassen? Haust nicht ab wie die anderen?« Statt leer aus dem Fenster zu starren, fing er an, sie zu beobachten. Er wunderte sich, was für possierliche Tierchen Fliegen im Grunde doch waren, so emsig mit ihrem Rüsselchen, so quicklebendig und reaktionsschnell, gar kein dummes Viehzeug, wie er immer gemeint hatte.

Er fütterte sie mit feuchtem Zucker, Kleckschen Marmelade und Brotkrümeln, und sie wurde zutraulich. Er nannte sie Sabine, nach einem kleinen blonden Mädchen, dem er einmal beim Turnen an Geräten auf dem Spielplatz heimlich zugesehen hatte und das von seiner Mutter Sabine gerufen worden war. Es kam soweit, daß er bei allem auf sie Rücksicht nahm und sie mit bedachte. Er vermied laute Geräusche, um sie nicht zu erschrecken. Ehe er die Tür nach draußen aufmachte, vergewisserte er sich erst, wo sie war, und ehe er sich setzte, sah er nach, ob sie da nicht gerade saß und schlief. Manchmal probierte er, wer von ihnen länger stillsitzen konnte, sie oder er. Immer war sie es. Das konnte ihn wütend machen, so daß er sie durch den Wagen scheuchte. Sie sollte ihm Gesellschaft leisten und nicht mitten am Tag schlafen. Schlafen konnte sie nachts, wie er. Hinterher tat es ihm immer leid. Sie war ja nur ein kleines Tierchen, er wollte ihr nichts tun, nicht im Ernst. Aber manchmal dachte er hinterher auch, daß sie nur

Glück gehabt hatten, beide. In Wut konnte er Dinge tun, die er eigentlich gar nicht tun wollte.

Er redete immer mehr mit ihr, erzählte ihr, was er über die Leute dachte, kommentierte für sie, was aus dem Radio kam, gab Erinnerungen an die Zeit mit seiner Mutter und dem Alten wieder. Insgeheim wunderte er sich, daß er die Fliege so ernst nahm und fragte sich, ob er noch normal sei. Er schüttelte dann wohl einen Finger gegen sie und sagte: »Woher weißt du, daß ich dir nichts tue?« Sie sollte nicht zu sicher sein, sollte nicht meinen, er sei schon so verblödet, daß er nicht mehr wußte, was man an sich mit Fliegen tat, daß man sie nämlich totschlug.

Wenn er betrunken war, wurde er anzüglich und redete sie als Nutte an. Er sagte dann wohl: »Sabine ist ein Hurenname, weißt du das nicht? Ein Hürchen, das ist genau das, was du bist. Treibst dich hier rum wie eine aus dem Puff. Paß auf, daß ich dich nicht gleich packe!« Er vergaß die Hurengasse in Bochum nicht. Vor Jahren war er mehrmals mit dem Zug hingefahren. Nur angesehen hatte er sich die Nutten, aus sicherer Distanz. Die drinnen im Warmen erhöht hinter Fenstern saßen, hatten kaum noch etwas angehabt. Herausfordernd, auffordernd hatten sie sich da gerekelt, bereit, auf ein Wort, ein Kopfnicken hin die Tür zu öffnen. Das hatte ihn bleischwer gemacht. Auf der Rückfahrt und zu Hause hatte er sich dann immer vorgestellt, wie er sie an den Haaren auf die Knie risse und es ihnen gäbe, daß sie schrien und um Gnade flehten. So schmal und nackt sein, und so frech. Einmal hatte eine, vor der er plötzlich allein stand, das Fenster geöffnet, einen Fuß herausgestreckt und gesagt: »Da, Kleiner, darfst mal streicheln.« Da hatte er nur blöd lachen können. Die Hure hatte das Fenster zugemacht und eine Gardine vorgezogen. Als er weiterging, zog sie sie gleich wieder zurück. Es gab nichts, was er diesem Stück nicht gern angetan hätte.

Sabine putzte sich jeden Tag ausgiebig. Er beobachtete sie dabei und wurde an die Huren erinnert und an die Lähmung und Ohnmacht, mit der er vor den Fenstern gestanden hatte. Wie Sabine die Vorderbeine lang vor sich hinstreckte und bog und wieder streckte und immer ein Beinchen am anderen rieb, das war irgendwie wie bei den Huren. Ganz so stellten auch sie ihre langen Beine vor sich hin, hielten sie dicht beieinander und rieben sie manchmal leicht aneinander. Auch auf den Titelseiten der Illustrierten, die er sich im Klo aufgehängt hatte, saßen Mädchen mit solchen rassigen Zangenbeinen. Saßen da mit einem ewigen Lächeln, als wollten sie sagen: Gib dir keine Mühe, Kleiner, du schaffst es doch nicht. Ganz irrsinnig konnte er darüber werden, daß ihnen nicht beizukommen war. Manchmal, wenn Sabine kein Ende fand mit ihrem Beinchenstreichen und -reiben, schlug er auf den Tisch und schrie sie an: »Hör auf! Ich kann sie dir auch ausreißen!« Wenn sie dann nach einer Weile wieder angeflogen kam und sich zutraulich vor ihm auf den Tisch setzte, machte ihn das ganz schwach, und er hätte sie gern gestreichelt. Aber dazu waren seine Griffel viel zu dick und zittrig. Einmal durfte er sie auf dem Zeigefinger im Wagen spazieren tragen, da war er glücklich. Hinterher redete er ihr ins Gewissen: »Du mußt doch brav sein. Ich will kein Hürchen in meinem Wagen. Ich will was Anständiges. Was so klein und fein ist wie du, muß anständig sein. Putz dir deine Beine woanders, wenn du sie putzen mußt, nicht unter meiner Nase.«

Den ganzen Winter über hatte er Sabine bei sich, und er war zuletzt so auf sie ausgerichtet, daß er unruhig wurde, wenn er nicht wußte, wo sie war. Sie war ja dumm, ahnte nicht, wie gefährlich sie lebte. Man konnte nicht genug aufpassen. Wie leicht konnte sie in ihrer Zutraulichkeit unter oder hinter oder zwischen etwas geraten. Wenn er

abends betrunken gewesen war und sie vergessen hatte, durchfuhr es ihn morgens beim Aufwachen, er rappelte sich sofort hoch und suchte sie.

Im März passierte es dann doch. Er ging nach draußen und wollte die Tür hinter sich zuwerfen, aber sie fiel nicht ins Schloß, und als er zurücksprang, um sie zuzudrücken, flog Sabine schon durch den Spalt ins Freie, obwohl sie gerade noch hinten am Schrank gesessen hatte. Er verlor sie gleich aus dem Auge. Vergebens rief und suchte er sie, immer wieder um den Wagen herumgehend. Es war kalt. Wahrscheinlich war sie gar nicht weit, saß vielleicht ganz in der Nähe und hörte ihn, aber war schon so klamm, daß sie nicht reagieren konnte. Nach einer halben Stunde schlotterte er selbst vor Kälte und ging hinein.

Er setzte sich aufs Sofa, zog sich die Decke um die Schultern und wußte nicht, ob er traurig oder froh sein sollte. Momenthaft wollte er glauben, er müßte froh sein. Sich mit einer Fliege die Zeit zu vertreiben, das war ja komisch, das durfte man ja niemandem erzählen. Einer Fliege nachzutrauern wäre noch viel komischer und kam überhaupt nicht in Frage. Er ging jetzt am besten in die Stadt und vergaß das dämliche Tier. Aber er blieb dann doch sitzen. Auf dem Tisch lag noch das Kleckschen Marmelade, das er ihr am Morgen gegeben hatte. Wohin er auch sah, jede Stelle sagte ihm: Sabine ist weg. »Reiß dich zusammen!« fuhr er sich an. Aber es half nicht, er fühlte sich einsam wie nach dem Tod seiner Mutter und war drauf und dran zu heulen.

Er machte sich eine Flasche Bier auf und prüfte, wieviel volle er noch hatte. Es waren nur noch zwei, er mußte sich wieder welche holen. Das ging nicht vor elf Uhr, wegen der Leute, die über dem Getränkevertrieb wohnten.

Am anderen Tag lief er verkatert durch die Stadt. Sein Magen kollerte, er mußte etwas zu essen haben, etwas Kräftiges. Noch immer schaffte er es nicht, in einem Supermarkt eine Dose Würstchen oder eine Packung Fleisch ohne Herzklopfen in einer der Innentaschen seines weiten Mantels verschwinden zu lassen. Mittag und Frühnachmittag war auch eine schlechte Zeit, zu wenig Kunden im Laden. Er setzte sich erst einmal auf eine Bank, auf seine Bank, die Bank am Kinderspielplatz, in die er in großen Buchstaben TITTEN eingeritzt hatte. Er fuhr mit dem Daumennagel durch die Buchstaben. Ihn fror erbärmlich.

Am Morgen hatte er nochmals rund um den Wagen gesucht und die Fliege gerufen. Als die Sonne zu wärmen anfang, hatte er die Tür weit aufgestellt. Vielleicht daß Sabine in der Sonne wieder beweglich wurde und von sich aus zurückkehrte. Aber nichts. Gegen Mittag hatte er es aufgegeben.

Er saß und überlegte. Er wußte wohl, wie an eine heiße Suppe und an ein Kotelett mit Kartoffeln kommen: sich in einer Wirtschaft nahe der Tür setzen, ganz ruhig eine ordentliche Bestellung aufgeben, essen und trinken, aber verschwinden, ehe man aufgegessen und ausgetrunken hatte. Er konnte das nicht. Er würde dem Wirt oder dem Kellner schon beim Eintreten und Platznehmen auffallen. Er würde so linkisch und unsicher sein, daß jeder merkte, was er vorhatte.

Die Märzsonne wärmte schon, er wurde müde. An sich hütete er sich, auf Parkbänken ein Nickerchen zu halten, er wollte nicht mit einem Penner verwechselt werden, wollte auch nicht, daß sich Penner zu ihm setzten in der Meinung, sie hätten einen der Ihren vor sich. Aber jetzt machte er doch die Augen zu. Prompt sagte eine Kinderstimme: »Guck mal, der schläft hier.« Es war ein kleines Mädchen. Es lachte über sein Erschrecken und winkte

zurücksehend. Seine Mutter hatte es eilig, warf nur einen Blick zu ihm hin und zog das Mädchen mit sich.

Titgemeier saß sprachlos. Noch nie hatte jemand ihm zugewinkt, ihn in freundlicher Absicht angelacht, seit er erwachsen war. Vielleicht war das Lachen und Winken der Kleinen auch nur Spott gewesen? Das schien ihm aber doch nicht. Er sann nach und bedauerte, daß er dem Mädchen und seiner Mutter nicht gefolgt war. Es hätte sich vielleicht noch einmal umgedreht und gewinkt, und er hätte zurückwinken können. Er vergaß den Supermarkt und seinen Hunger und trottete nach Hause.

Das Mädchen ging ihm nicht aus dem Kopf. Er sah es nicht mehr deutlich vor sich. Nur daß ihm zwei Haarschwänzchen über die Ohren hingen, erinnerte er, eine Kinderfrisur, die ihm nicht gefiel. Auch mit dem Näschen war etwas gewesen, woran er sich stieß. Trotzdem, die Kleine war hübsch gewesen, das stand fest, und sie hatte auch die Hand schön bewegt, als sie winkte, hatte nur die Finger auf und ab geklappt, irgendwie vornehm. Warum hatte es ihre Mutter so eilig gehabt? Die Kleine wäre sonst vielleicht stehengeblieben. Diese großen Weiber, wie er sie haßte. Herrschsüchtig waren sie alle, konnten nur sich selber.

Tagelang setzte er sich am frühen Nachmittag auf die Bank und wartete. Tagelang dachte er an die Kleine. Er stellte sich vor, er lade sie zur Kirmes ein. Hand in Hand gingen sie durch das Gewühl, damit sie sich nicht verlören. Er hob sie hoch und setzte sie auf seine Schulter, damit sie besser sehen konnte. Er schoß ihr Papierblumen und kaufte Lose, bis sie einen Riesenbären gewannen. Er wollte sich mehr vorstellen: daß er ihr den Arm um die Schulter legte, daß sie mit aneinandergelegten Gesichtern durch ein Loch in irgendeinen Guckkasten sähen. Aber da kriegte er Herzklopfen. Er sah voraus,

daß die Kleine ihn zurückdrängen würde, und hörte sie sagen: Das darfst du nicht. Dann würde er mit rotem Kopf dastehen. Er überlegte, was er dann tun würde. Sie war doch nur ein kleines Mädchen, ein Kind noch, angenommen. Gegen ausgewachsene Mädchen wie die auf seinem Klo, mit den langen Zangenbeinen und dem durch nichts zu vertreibenden Lächeln, war er machtlos. Aber durfte eine Kleine, die noch ein Kind war, ihn in die Enge treiben und verlegen machen? Er brauchte sie ja nur am Arm oder am Handgelenk zu packen und einmal fest zuzudrücken, um klarzumachen, wer von ihnen der Stärkere war und wer sich vorzusehen und zu parieren hatte. Der Gedanke beruhigte ihn wieder.

Am Einunddreißigsten holte er sich sein Aprilgeld vom Sozialamt. Damit fühlte er sich wieder etwas wohler. Er kaufte sich einen kleinen Fernseher und schmiß den großen Kasten, der noch von seiner Mutter und dem Alten war und der es nicht mehr richtig tat, hinter der Gärtnerei in den Graben. Zwei Tage später bumste es an seiner Tür, der Gärtner und ein Gehilfe standen davor. Titgemeier dachte nicht an das weggeworfene Gerät, sondern an das Bündel Porree, das er sich letzte Nacht geholt hatte. Der ganze Wagen stank noch nach der Suppe. Aber der Gärtner sprach ihn auf den Fernseher im Graben an. Das sei doch seiner, hier gäbe es sonst niemanden, der sein Gerümpel andern Leuten in die Sträucher werfe. Titgemeier wollte alles abstreiten, aber der Mann sagte: »Wenn der Kasten heute abend nicht aus dem Graben verschwunden ist, hole ich die Polizei.«

Die Polizei durfte er nicht riskieren. Bestimmt würde die ihn auf den Haufen Müll unter seinem Wagen ansprechen. Sie konnte auch seine Klärgrube kontrollieren und feststellen, daß sie voll war und daß er ein Rohr direkt vom Klo in den Graben gelegt hatte. Dann wäre er wahrscheinlich geliefert. Die Polizei durfte hier nicht erscheinen.

Ausgerechnet an dem Nachmittag arbeiteten Leute auf dem Feld am Graben. Gleich machten sie anzügliche Bemerkungen: Was für Schätze er suche, ob er ein Bad nehmen wolle, Angeln sei hier verboten und dergleichen. »Das ist nicht mein Kasten, aber ich will ja nicht so sein«, schrie er zurück. Die Leute lachten.

Er schmiß das Gerät unter den Wagen, wo er es gleich hätte hinwerfen sollen. Die Sticheleien wurmten ihn. Jeder hackte auf ihm herum. Als ob er glücklich darüber wäre, daß er keine Arbeit und kein Geld hatte. Als ob es seine Schuld wäre, daß er mutterseelenallein in einem alten Schaustellerwagen hausen mußte. »Der Alte hat mir alles versaut«, schrie er gegen das Fenster. Er dachte an Sabine. Die dumme Fliege, wie er sie jetzt vermißte.

Von dem Geld hatte er bald nicht mehr viel. Man mußte sich ja mal einen neuen Pullover kaufen, und neue Schuhe, auch wenn es nur Latschen aus Plastik waren, gab es auch nicht umsonst. Daran dachten die vom Sozialamt nicht. Die rechneten ihm immer nur vor, wieviel Geld er jeden Tag, wenn er sich's einteilte, für Fressalien hätte. Als ob für alles andere der liebe Gott sorgte, wie bei den Tieren. Für eine andere Art von Tier, für eine Ratte, hielten sie ihn ja auch wohl, diese vollgefressenen Arschlöcher, die immer bloß im Warmen saßen.

Er beschloß, einen neuen Supermarkt aufzusuchen, der nicht so ganz nahe war. Er ließ sich nicht allzu häufig in ein und demselben Laden sehen. Meist machte er es so, daß er sich nicht nur etwas einsteckte, sondern auch eine Kleinigkeit kaufte. Im neueröffneten Supermarkt lief eine Werbeaktion, er bekam ein Glas Bier angeboten. Er trank es, und da er stehenblieb, erhielt er ein zweites Glas. Aber dann merkte die Vertreterin der Brauerei wohl, was mit ihm los war, und drehte ihm den Rücken zu. Er trank das zweite Glas leer und rannte durch die Kasse, ohne sich etwas eingesteckt zu haben. Draußen

war er wütend auf sich. Immer ließ er sich von anderen aus dem Konzept bringen.

Vor einer Wirtschaft hielt er an. Er hatte nach den beiden Gläsern große Lust auf gezapftes Bier. Aber allein am Tresen zu stehen, wenn alle jemanden zum Reden hatten, das war eine blöde Situation. Da wußte man bald nicht mehr, wo man hinsehen sollte, und den Wirt rief man dann zu laut oder zu leise oder undeutlich oder sonstwie auffällig. Er schlenderte weiter und sah sich Schaufenster an. Es wurde dunkel und neblig, er fror und wünschte sich in seinen Wagen zurück. Er beschloß, den Bus zu wagen. Er hatte Angst vor Kontrollen, aber für einen Fahrschein war ihm das Geld zu schade. Er konnte doch eine Monatskarte haben, die er vergessen hatte. Das war menschlich, niemand konnte ihm das vorwerfen.

Im Bus setzte er sich nicht. Er hatte schon öfter erlebt, daß Leute, die neben ihm saßen, aufgestanden waren. Er stellte sich nahe dem hinteren Ausgang und behielt die Einsteigenden vorn im Auge. Kontrolleure wechselten immer ein Wort, zumindest einen vertraulichen Blick mit dem Fahrer. Plötzlich sah er das Mädchen wieder. Es saß vorn, zusammen mit zwei anderen Mädchen, auf einer der beiden Längsbänke. Es redete und lachte mit den beiden und sah munter um sich. Vor einer Haltestelle für ein Neubaugebiet am Stadtrand stand es auf und trat an die mittlere Tür. Da entschloß sich auch Titgemeier auszusteigen. Er handelte eher mechanisch, aus dem Gefühl heraus, daß er nicht wieder eine Gelegenheit verpassen dürfe. Links lag das Neubaugebiet, rechts begann schon das offene Feld. Er sah, daß das Mädchen vor ihm gleich die Straße überqueren und die Siedlung gewinnen würde. Ohne einen Plan zu haben, ohne sich über irgendetwas klar zu sein, war er mit ein paar Schritten bei ihm, nahm seinen Kopf in den Schwitzkasten,

preßte ihm eine Hand auf den Mund und riß es von der Straße ins Dunkle der Felder.

Auszug aus »Ada Pizonka«

[...] Sie hatte auch mit neununddreißig noch genug von der Ada Pizonka, die er vor siebzehn Jahren gegen alle Regeln und, nach der Meinung seiner Eltern, seiner Geschwister und des ganzen Dorfes, gegen alle Vernunft auf den Hof geholt hatte, »unwiderstehlich behext, verzaubert und eingesponnen«, daher des eigenen Willens beraubt und vollständig unfrei gemacht, wie er seine Wahl und Entscheidung mit hochgezogenen Augenbrauen und komisch ernst begründete. Was für ein Gerede hatte es gegeben, als herauskam, daß er, Schulze Hennessen, der Kaiser von Brockdorf, wie sie ihn nannten, sich für die Hexe, die schöne Ada, die evangelische Pizonka entschied. Viel Häßliches, Hämisches, Dummes war gesagt worden. Sie galt als flott und als hochmütig. Daß sie ungeniert war, immer geradeheraus und unbedenklich, wurde als fremde Art empfunden, als Flüchtlingsart. Dabei war sie gar nicht drüben, sondern schon im Dorf geboren. Am verächtlichsten, giftigsten reagierte Hennessens Schwester, nannte sie Tippse, die in der Stadt hinter ihrer Schreibmaschine bleiben solle, und Hergelaufene, die sich einen Bauern angeln wolle. Für sie hatte, wer nicht sonntags in die Kirche ging, überhaupt keine Religion. Einig waren sich alle darin, daß es keine vernünftige Sache war, wenn ein Schulze Hennessen, ein alteingesessener Bauer mit achtzig Hektar arrondiertem Grund und eigener Jagd, sich für eine Ada Pizonka entschied. Man bedauerte Hennessens alte Herrschaften, denen der Lebensabend vergällt sei, und seinen Bruder und seine Schwester, die sich mit einer Schwägerin abzufinden hätten, die ihnen fremd sein und bleiben müsse. Man sagte: Er ist auf sie reingefallen, es wird nicht lange gutgehen.

Darin irrte man. Es ging gut, es ging bestens mit Ignaz Hennessen und Ada. Die alten Herrschaften beklagten sich nicht, allerdings trug zu ihrer Versöhnung erheblich bei, daß Ada, obwohl evangelisch, sich dem Kirchgang der Familie anschloß, was niemand, am allerwenigsten Hennessen, von ihr verlangt hatte. Nur Hennessens Schwester blieb unbeirrt dabei, daß ihr Bruder Opfer eines niederträchtig berechnenden Stücks aus der kalten Heimat geworden sei. Sie lebte hundert Kilometer entfernt, ordentlich verheiratet. Wenn sie zu Besuch kam, stellte sie ihre Fragen so, daß deutlich wurde, wie wenig Ada Pizonka, obgleich sie sich jetzt Schulze Hennessen nennen durfte, von der Wirtschaft wußte und mit dem Hof zu tun hatte. Sie machte den Haushalt, und das Haus war groß, gut. Aber sonst? Der Hund, die Katzen, der Garten, darin erschöpfte es sich. »Wieviel Striche das Euter einer Kuh hat, ahnt sie nicht.« Auf welchem Feld was stehe, dürfe man nicht von ihr wissen wollen. »Und so was sitzt jetzt auf unserem Hof.« Hennessen lächelte dazu, sah an ihr vorbei.

Es ging gut mit ihnen, bis seine Knochengeschichten begannen. Verändert hatte er sich zwar schon Jahre vorher, ab seinem Vierzigsten etwa. Sie hatte es zunächst nicht bemerkt. Daß er die Jagd aufgab, nicht mehr ritt, immer seltener zu den Versammlungen des Bauernverbandes ging, landwirtschaftliche Messen ausließ, die er sonst immer besucht hatte, registrierte sie wohl, aber dachte, er werde eben etwas ruhiger. Erst als ihm die Ortsbürgermeisterschaft angetragen wurde und er sie, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, ausschlug, wurde sie stutzig. Ihr schien, niemand anderer als Ignaz Schulze Hennessen hätte sich besser für den Posten geeignet, anerkannt und beliebt, wie er war, und mit seinem in Heiterkeit und Humor versteckten Ernst. Er aber hatte nur abgewinkt und gemurmelt, das solle ein anderer machen.

Als sie Gründe wissen wollte, hatte er die Schultern gezuckt. Das war neu an ihm. Dann war ihr eines Tages aufgefallen, daß in seinem Zimmer, dem Jagdzimmer, das auch sein Büro war, ganz anderes auf dem Schreibtisch lag als bisher immer. Da lag nicht mehr das Landwirtschaftliche Wochenblatt, nicht mehr das Magazin für Pferdezucht und Reitsport, nicht mehr das Handbuch der Tierheilkunde und das andere der Rinder- und Kälberkrankheiten und der Geburtshilfe. Auf einmal lag da der zehnte Band des Großen Herder, *Der Mensch in seiner Welt*, aufgeschlagen beim Abschnitt *Die Euphrat-Tigris-Kulturen*, lagen da Reisebeschreibungen, Seefahrerberichte, alte Schulbücher, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, und dann die Bibel, aufgeschlagen.

»Willst du Bildung nachholen?« fragte sie.

»Man weiß so vieles nicht«, sagte er, sich abwendend, »hat so vieles vergessen.«

Statt der landwirtschaftlichen Ausstellungen wollte er jetzt Museen besuchen, naturkundliche, völkerkundliche, mineralogische, es kam gar nicht so darauf an. Er wurde unsicherer, fragender in diesen Jahren. Schnell im Urteilen war er nie gewesen, hatte nie verurteilt. An Unannehmbarem ging er schweigend vorbei. Jetzt hörte sie öfter von ihm: »Man meint, man weiß es, aber in Wahrheit weiß man es vielleicht gar nicht.« Er wurde in allem, im Antworten, Sichentschließen, Reagieren, langsamer, zögernd, wie immerfort von Bedenklichkeiten behindert. Für den Kaiser von Brockdorf war gerade das Spontane charakteristisch gewesen. Es hatte sie für ihn eingenommen, hatte ihm den Zugang zu ihr verschafft.

Obgleich ihrer Verwunderung über diese Entwicklung doch bald auch ein klein wenig Unsicherheit beige mischt war, weil er sich so vom gestandenen Bauern, der er an sich war, entfernte, hatte sie doch bis dahin nichts gegen ihn einzuwenden. Das Nachdenkliche, Verhal-

tene, Schwergängige, das immer stärker bei ihm hervortrat, hatte durchaus auch etwas für sich. Sie wußte oder ahnte inzwischen ja selbst, daß man allein beim Blick auf die Welt, auf das, was möglich war und vorkam, ins Stocken und Stolpern geraten, erschrecken, angehalten werden konnte. Erst als sein Verfall einsetzte, als aus seiner Unsicherheit im Denken und Meinen auch eine Unsicherheit im Körperlichen und er fortschreitend ein anderer wurde, trat etwas zwischen sie, das schließlich ihr Verhältnis zum Kippen brachte. Es waren ja nicht nur die Arthrose in Knien und Hüftgelenken, die sich häufenden Hexenschüsse, die Bandscheibenbeschwerden, es war, daß etwas wie eine frühzeitige allgemeine Vergreisung eintrat. Eines Abends, als sie beide Zeitung lesend draußen vor den Flettfenstern auf der Bank des Südplatzes saßen, wurde sie darauf aufmerksam, daß er in regelmäßigen Abständen schluckte und anschließend zweimal den Mund leise schmatzend auf und zu machte. Er selbst war sich dessen offensichtlich nicht bewußt. Als sie fragte, ob er an einer Überproduktion der Speicheldrüsen leide, sah er sie verständnislos an. Sie begann, ihn zu beobachten. Sie sah, wie er beim Ausfüllen eines Antrags auf Gewährung der Bullenprämie – der »Sonderprämie für Rindfleischerzeuger«, wie er kopfschüttelnd flüsterte, als sei sie nicht im selben Raum mit ihm – in einem fort die Oberlippe hochzog, so daß die Zähne zu sehen waren. Der Impuls, ihn anzufahren, er solle auf sein Mienspiel achten, erstarb in ihr, sie unterbrach ihn nicht, sah still und entsetzt auf diese Greisenmanier. Sie bekam mit, wie er auf dem Hof ruckhaft anhielt, ein Ohr lauschend gegen den Himmel hob und lange brauchte, bis ihm klar wurde, daß das Rumoren, das er hörte, nicht Gewitter war, sondern ein Flugzeug. Neu bei ihm war auch eine Unsicherheit im Umgang mit Dingen. Er legte eine Zange weg und griff hastig und erschrocken wieder nach ihr, als habe er sie schlecht plaziert, so daß sie fallen

müsse. Dabei lag sie mitten auf der Hobelbank. Er hängte eine Sense über einen Balken, sah dann mißtrauisch auf sie zurück, als könne sie sich selbständig machen und ihm in den Rücken fallen. Daß er untätig dasaß und leer und gedankenlos vor sich hinstarrte, hatte es früher nie gegeben. Immer war er konzentriert, ganz Gegenwart gewesen. Jetzt aber konnte er so dahocken, auf der Bank vor den Flettfenstern, die Hände gefaltet im Schoß, abwesend mit den Fingern spielend, von Zeit zu Zeit schluckend und zweimal leise schmatzend, und gar nicht merken, daß sie von der Tür her konsterniert auf ihn sah. Fallende Schultern hatte er jetzt auf einmal. Sie unterdrückte ein scharfes: Achte auf deine Haltung, setz dich gerade hin. Die Bücher lagen noch auf dem Schreibtisch im Jagdzimmer, aber wurden nicht mehr angerührt.

Weniger sein körperlicher Verfall als diese Vergreisung machte ihr zu schaffen. Denn sie war unverändert, was sie seit ihrem achtzehnten Lebensjahr gewesen war, Ada Pizonka, die schöne, wehrhafte Hexe, begehrt, angefeindet, unabhängig. Gerade der fremd und anders werdende Hennessen ließ sie sich so fühlen. Panik wollte sie überkommen bei dem Gedanken, daß sie, für die noch nichts zu Ende ging, eigentlich schon an der Seite eines Greises lebte. Sie konnte keinen Vorwurf machen, Schuld lag nicht vor. Sie konnte und wollte Hennessen aber nicht auf dem Weg folgen, den er ging. Sie floh aus dem Haus, aus seiner Gegenwart, trat Vereinen bei, schloß sich Gruppen und Unternehmungen an. Der Kirchenchor stellte sich schnell als unmöglich heraus, ebenso die Gymnastik für Frauen. Sie versuchte die Laienspielschar des Kolpingvereins und eine Volkstanzgruppe und gab beides wieder auf. Sie machte Fahrten der Kreisvolkshochschule mit, Besuch der Deutschen Bundesbank in Frankfurt, des Landtags in Düsseldorf, und zweimal sogar eine billige Werbefahrt, dann kam

auch das nicht mehr in Frage. Sie verfiel auf den Gedanken, sich den Landfrauen anzuschließen. Sie erschien auf einer Versammlung, in deren Mittelpunkt ein Referat zum Thema *Die moderne Bäuerin – ein Frauenberuf im Wandel* stand. Das Thema wurde in der nächsten Versammlung wieder aufgegriffen mit *Ferien auf dem Bauernhof als Alternativ- oder Nebenerwerb*, sie erschien nicht mehr. Sie kam sich lächerlich vor. Ada Pizonka, heilige Choräle singend, unter dickschenkligen Weibern Beine werfend, als Bauernmagd verkleidet artige Figuren einstudierend. Am unmöglichsten war sie bei den Landfrauen, da drohte mancher ihretwegen die Maulsperre. Sie fand ihren Platz schließlich im Sportverein, beim Volleyball. Ein Sportlehrer, der in Brockdorf gebaut hatte, trainierte die Gruppe einmal in der Woche.

Sie war nicht nur eine gute Spielerin, sie engagierte sich im Verein, half Begegnungen und Feste und Fahrten zu organisieren. Dafür war sie oft unterwegs, abends, auch nachmittags. Hennessen erfaßte den eigentlichen Grund für ihre Aktivitäten und ihre häufige Aushäusigkeit sehr gut. Das verriet ihr seine Bemühtheit, ihr ja nicht im Wege zu sein. Stellte sich heraus, daß sie beide am Nachmittag oder Abend das Auto brauchten, trat er sofort zurück. Wenn sie nachfragte, ob er tatsächlich nichts Dringendes vorhabe, und sagte, sie könne sich auch abholen lassen, von Momme Berend Nissen zum Beispiel, der auf seinem Weg zum Dorf fast am Hof vorbeikomme, winkte er ganz entschieden ab. Er habe nichts, das eile, er könne das am anderen Tag ..., es sei sowieso ... Nicht zu Ende geführte Sätze wurden seit seinem Verfall charakteristisch für ihn. Er war bemüht, ihr keinerlei Grund für ein schlechtes Gewissen zu geben. Er selbst schien sich ständig schuldig zu fühlen, weil das, was ihm widerfuhr, sie mitbeträf. Etwas wie eine stumme Bitte um Verzeihung lag in seinem Blick, in der Abwehr aller Rücksichtnahmen auf ihn. Es machte sie zornig.

Zum offenen Bruch kam es erst, als er zu trinken begann. Der Alkohol gab ihrer Auflehnung, ihrem wütenden Mißmut über den Gang der Dinge mit ihm den Grund, sich zu entladen. Mit der Unbedingtheit der Ada Pizonka wandte sie sich gegen ihn, machte ihm Vorwürfe, zog einen Trennstrich zwischen sich und ihn.

Momme Berend Nissen war Fahrer beim Lohnunternehmen Antrup. Keiner legte dem Foppen und Frotzeln zwischen den beiden Bedeutung bei, es fiel jedoch auch keinem auf, daß das Getändel irgendwann erstarb. Ada hatte zu einem Trainingsabend das Auto nicht, Hennessen war unterwegs, schon den ganzen Tag. Da sie wußte, daß Berend ohne großen Umweg am Hof vorbeikommen konnte, rief sie ihn an und bat ihn, sie mitzunehmen. Hinterher mußte er sie dann natürlich auch zurückbringen.

Es kam, wie es kommen mußte. Berend war nicht morsch und kein Schlappmann. Sie wußte das. Sie hatte gesehen, wie er arbeitete. Er kam an mit seinem Häcksler, ließ das Gebiß herunter, brach in den Mais. Er brauchte keine Überleitung, wußte immer sofort, was zu tun war. Auch jetzt wußte er, was zu tun war. Ehe sie den Hennessenschen Weg zum Hof erreichten, bog er in einen Feldweg ein, hielt hinter einem Gebüsch.

»Hier wohne ich nicht«, sagte sie.

»Weiß ich. Aber warum sofort nach Hause fahren?«

Schon lag seine Hand auf ihrer Schulter. Sie wollte aufahren, empört sein, aber ließ es. Berend grinste ihr ins Gesicht.

»Mensch, Ada! Dein Ignaz ist doch eine Krücke.«

»So, meinst du. Und du bist keine?«

Er strich ihr übers Haar, mit einem Finger über die Backe. Sie ließ nur den Kopf sinken. Sie hatte keine Lust, sich zu verstellen. Ihr war doch klar gewesen, worauf das

hinauslief, wenn sie Berend anrief. Also hatte sie es gewollt. Sie war keine Göre mehr.

Berend zog sie zu sich heran, begann sie abzuküssen. Das war zwar doch Ein- und Überleitung, aber nur ein Tribut, den zu zahlen er sich bequemte. An seiner Direktheit, Umweglosigkeit war etwas Gewaltsames. Sie hätte ihr zu begegnen gewußt, wenn sie gewollt hätte. Sie gestand sich ein, daß ihr die Offenheit recht war, sie war Ehrlichkeit. Sie empfand: Du bist neununddreißig, da spielt man nicht mehr, da macht man, wenn man was macht, Nägel mit Köpfen.

Es war tiefer Herbst, aber im Wagen zu eng. Im Augenblick, als ihr die Enge selber lächerlich vorkam, sagte er: »Scheiße, das hier im Auto. Komm raus, ich hab eine Decke.«

Von sich selbst war sie überrascht. Sie hatte gedacht, mit neununddreißig raube ihr nichts mehr den Verstand. Über dem Kopf zusammenschlagende Wellen, das sei vorbei. Früher, als Mädchen, junge Frau, war ihr manchmal vor ihr selbst bange gewesen. »Du gehst ab wie eine Rakete«, hatte Hennessen einmal gesagt, als er noch ganz Kaiser war. Nichts war vorbei. Ab wie eine Rakete ging sie, Berend trieb sie mit unzimperlichen Stößen in einen Himmel der Lust, den sie längst vergessen hatte. »Herrlich!« preßte es sich gegen ihren Willen heraus.

Der Pole kam kurz nach halb fünf. Berend sah sofort, daß er die Nummernschilder nicht gewechselt hatte.

»Warum nicht?« schnauzte er, unauffällig hinunter auf die Schilder zeigend.

»Warum soll?« sagte der Pole gleichgültig. »Wenn Polizei, dann viel schlimmer.«

»Pan, Pan, mach keine Scheiße.« Berend fuhr sich durch die Haare. Der Pole wartete ruhig. »Also gut, fahren

wir.« Er solle ihm folgen und warten, wo er es ihm zeige, er fahre zum Hof und hole die Frau. »Frau Zucker, ja?« unterbrach ihn der Pole und lächelte schwach. Berend verlor für einen Augenblick die Beherrschung. »Konzentrier dich gefälligst«, schrie er ihn an. Er werde, wenn er vom Hof komme und alles in Ordnung sei, einmal mit der Lichthupe blinken, dann sei er dran.

»Okay«, sagte der Pole und öffnete die rechte Hand. Berend stieß ihm fluchend einen Briefumschlag hinein. Der Pole setzte sich in sein Auto und zählte bei offener Tür das Geld, ohne Eile Schein um Schein mit angefeuchtetem Finger abhebend, die Lippen bewegend.

»Morgen abend Rest, okay? Wenn dunkel.«

»Ja«, schrie Berend, beugte sich zu dem Polen ins Auto und flüsterte: »Aber mach das ordentlich, Pan, mach das bloß ordentlich! Da darf nichts schiefgehen.«

Der Pole tätschelte ihm die Backe, lächelte schwach. Berend fuhr zurück und schlug die Autotür zu.

Er gab Gas, so daß der Pole zurückblieb, hielt an der Hennessenschen Station, zeigte mit dem Finger auf den Platz und fuhr zum Hof. Ada erwartete ihn, saß, im Trainingsanzug schmal und jugendlich wirkend, am leeren Hundezwinger auf ihrer Tasche. Berend hielt nach rasantem Bogen neben ihr und sagte, ohne Grinsen: »Steigen Sie ein, kleines Mädchen.«

Hennessen erschien in der Bullenstalltür, hob die Hand, Berend hob die Hand, Ada nickte ihm zu.

»Jetzt zischt er wohl gleich ab?« sagte Berend. »Hat ja sogar das Auto.«

»Er füttert«, sagte Ada. »Ich rechne damit, daß er zu Hause bleibt und nicht mal hier viel trinkt.«

»Das sind ja Neuigkeiten. Hat er Besserung gelobt?«

Ada zuckte die Schulter.

»Habt ihr euch ausgesöhnt?«

Sie sagte unwillig, um Aussöhnung gehe es hier nicht, die Dinge lägen anders. So feine Unterscheidungen interessierten Berend nicht.

Ada fiel der gelbe Wagen auf, der an der Station hielt, an der sie den ganzen Morgen gearbeitet hatte. Sie bekam das Aufleuchten der Fernlichtkontrolle am Armaturenbrett mit, als Berend, langsamer werdend, aufblinkte. Im Vorbeifahren sah sie dem Polen ins Gesicht, der sich zur Windschutzscheibe vorgebeugt hatte und seinerseits sie, nicht Berend, ansah.

»Hast du den angeblinkt?« fragte sie. Berend sagte nein.

»Du hast den doch angeblinkt, warum?«

»Soll der da pennen, hinter deiner Muttergottes? Hupen hätt ich sollen, daß er aus dem Wagen gefallen wär.«

»Der hat nicht geschlafen. Saß da hellwach, mit offenen Augen.«

»Ja, hat dich angeglotzt, der geile Bock.«

Sie wunderte sich über seinen aufgebrauchten Ton. Im Ort nahmen sie noch zwei von ihrer Mannschaft auf. Die Unterhaltung ging über das Spiel. Berend beteiligte sich nicht, fuhr schnell, so daß einer von hinten fragte, ob sie spät seien. »Quatsch«, sagte Berend. »Kanns bloß nicht erwarten, daß die einen auf den Sack kriegen.« Man stieß ihn an: Sie hätten eine Lady im Auto. Berend schien nur mit Mühe eine abfällige Bemerkung zurückzuhalten. Ada grübelte darüber, warum sich seine Stimmung noch immer nicht gebessert hatte.

Berend spielte auch an diesem Abend mit brachialem Einsatz, ohne sein Unbekümmertes, das sonst anstecken und mitreißen konnte, machte aber nicht solche Fehler wie beim Spiel vor zwei Tagen, beschwor keine Konfrontationen herauf. Ada war trotzdem froh, als es zu Ende war. Nach Duschen und Umziehen ging es auch hier in eine Wirtschaft. Berend schien der Sieg in Hochstimmung zu versetzen, in jene aggressiv gute Laune allerdings, in der man ihm nicht widersprechen durfte. Ada

wußte, jetzt brauchte nur jemand nicht mittrinken wollen oder aufstehen und sagen, er müsse nach Hause, und Berend konnte unangenehm werden. Es ging aber alles gut. Es war Freitagabend, niemand mußte an den nächsten Tag denken.

Ada sagte zu Berend, er könne ruhig trinken, sie wolle wohl fahren. Er nahm das an, mußte damit notgedrungen auch hinnehmen, daß sie sich Wasser bestellte, mit Wasser anstieß. Gegen Mitternacht brach man auf. Berend hatte deutlich einen hängen, die beiden, die hinten einstiegen, auch. Ada fuhr langsam, der Wagen war ihr fremd, die drei redeten und lachten ihr ins Ohr, Berend war ihr etwas unheimlich. Ein Grollendes schien ihr unter oder in all seiner Ausgelassenheit zu liegen.

Als sie die beiden abgesetzt hatten, sagte er: »Jetzt mal in unser Liebesnest.«

»In die Scheune?«

»Nein, in die freie Natur.«

Sie fuhr den Feldweg und hinter das Gebüsch. Berend fiel über sie her, aggressiv, rücksichtslos. Sie führte es auf die Aufgekratztheit durch das Spiel, auf den Alkohol, vor allem jedoch auf die Gereiztheit zurück, deren Grund sie nicht kannte, die sie dennoch unsicher machte.

»Und wie jetzt?« fragte sie. Er sagte, das Stückchen bis zu sich fahre er selber, hier schnappe ihn keiner. Er hielt am Hennessischen Weg, wollte sie aussteigen lassen.

»Warum bringst du mich denn nicht bis auf den Hof?« fragte sie, sah ihn an und erschrak über den Ausdruck von Jähzorn, der sein Gesicht für einen Augenblick fast zur Grimasse verzog. Er fluchte murmelnd: »Faule Weiber«, trat aufs Gas und jagte den Weg hinauf. Er ließ sie nicht am Tennentor aussteigen, sondern wendete mit quietschenden Reifen und hielt erst im Hoftor, fast schon wieder auf dem Weg. Er hätte bei der Kehre beinahe einen Flügel des Scheunentors gestreift, der halb offenstand. Daß er jetzt nicht fluchte, gar nichts sagte,

wunderte sie. Sie stieg aus, er rang sich ein: »Na dann gute Nacht« ab und ließ die Kupplung kommen, noch ehe sie die Tür zugeworfen hatte.

Daß Hennessen ein Tor offenließ, war ungewöhnlich. Sie fürchtete, gleich eine Enttäuschung erleben zu müssen, ihn in seinem Zimmer Dampfkesselgeräusche machen oder Luft einreißen zu hören. Sie vernahm Stöhnen aus der offenen Scheune. Hennessen lag auf dem Gesicht in ihr, blutüberströmt, als sie Licht machte. Ihre Reaktion jetzt trat ihr später immer wieder vor Augen: Sie sprang, nach nur einem langen Blick, einem Aufschrei, einem Schlag der Hand auf den Mund, ins Auto, das unter dem Abdach stand, und jagte Berend nach. Sie holte ihn ein, als er auf seinen Hof fuhr. Sie packte ihn, klammerte sich an ihn: Hennessen sei etwas passiert, er liege in der Scheune.

»Und? Was macht er da?«

Ihre Knie drohten nachzugeben, sie fiel mit dem Scheitel gegen seine Brust und heulte auf: Er stöhne, sei ganz voll Blut.

»Scheiße«, sagte Berend, stieß sie zurück, packte sie an beiden Armen und schüttelte sie. »Jetzt reið dich zusammen. Wir fahren da jetzt hin, du fährst mir nach. Sei jetzt bloß keine Zimperzicke.«

Sie hatte das Licht in der Scheune angelassen. Berend lief hinein, stand über Hennessen gebeugt, als sie nachkam. Hennessen atmete flach, beim Ausatmen stöhnend. Er lag in einer trocknenden Blutlache. Das Blut mußte vom Hinterkopf kommen, den eine Pulpe von Haaren, dunkel verkrustetem und frisch nachgequollenem Blut überzog. Die angewinkelten Arme lagen in Höhe von Schultern und Kopf, sein Kittel hatte sich hochgeschoben, er mußte mit den Füßen voran vom Hof in die Scheune gezogen worden sein. Berend deutete zur Luke hinauf:

»Scheint, daß er von da runtergeseelt ist.« Ada sah hinauf, sah auf den Schlepper, der ziemlich genau unter der Luke stand.

»Wir müssen was tun«, schrie sie. »Er lebt noch. Ich ruf den Notarzt.«

Berend herrschte sie an: »Spiel jetzt kein Theater. Wer A sagt, muß auch B sagen. Geh ins Haus, ich brauche keine Hilfe. Setz dich vors Fernsehen.«

Sie starrte ihn an.

»Laß mich allein«, schrie er. Seine Hand flog auf, sie erwartete einen Stoß vor den Kopf. Er machte eine scheu-chende Bewegung.

Es warf sie herum, sie überquerte den Hof, trat auf die Tenne, machte Licht und schloß die Tür hinter sich. Hier war Stille. Sie hörte den schwarzen Teufel von der Weide in seinen Stall gestürmt kommen und auffordernd wiehern. Sie stand vor dem Rad, es lehnte an der Wand an seinem Platz. Sie sah es an, ließ den Blick auf ihm liegen. Sie hörte den Schlepper anspringen, hörte am Motorengeräusch, daß er einige Meter bewegt wurde. Plötzlich schrie Berend in der Tennentür: »Wo ist sein Fahrrad?« Er sah es, schnappte es, schloß die Tür wieder hinter sich. Noch einmal wurde der Schlepper bewegt. Sie stand und sah auf die Wand, auf die Stelle, wo sein Rad gelehnt hatte. Sie hörte Berend eine Tür an seinem Auto öffnen, die Heckklappe. Er lud etwas ein, es klapperte, das Rad schien mit dabei. »He!« schrie er halblaut, ungeduldig. Sie gehorchte und ging zur Tür. Er saß im Auto, ließ es an. »Bin gleich wieder da«, sagte er. »Mach da drin schon mal sauber.« Er nickte zur Scheune. Sie konnte das Fahrrad hinten im Auto ausmachen und etwas lang Massiges, schwarz eingeschlagen. Er war dann auf einmal schon wieder zurück, sie lehnte noch auf der Tenne am Trog.

»Was ist los?« schrie er. »Dreh jetzt bloß nicht durch. Den hat jemand angefahren, als er zur Waldesruh wollte.

Fahrerflucht. Er liegt im Graben, den findet vorm Hellwerden niemand. Du weißt von nichts, er war weg, als du zurückkamst. Brauchst noch nicht mal groß verzweifelte Hinterbliebene zu spielen, jeder kennt eure Geschichte. Daß er soff und ihr längst getrennte Wege gingt.«

Er hatte ein Stück Silofolie zusammengeknüllt in der Hand, hielt sich den Ballen vom Körper. Ada starrte darauf. Er befahl ihr, heißes Wasser und Schrubber in die Scheune zu bringen. Sie gehorchte. Als sie in der Tür zum Flett zurücksah, riß er ein Stück Draht, mit dem Hennessen vor Zeiten die Kunststoffleitung der Selbsttränke an einen Pfeiler gebunden hatte, herunter und schlang es um den Ballen Silofolie. Er stieß in der Scheune das trockene Blut mit einer Schaufel vom Beton, goß heißes Wasser über die Stelle und schrubbte. Er fegte und spülte das gerötete Wasser und das abgestoßene Schwärzliche durch den offenen Torflügel in den Hofgully. Er spülte nach, fegte nach, machte die Schaufel sauber und prüfte, ob alles beseitigt sei.

»Das ist bis morgen früh trocken«, sagte er. »Außerdem, warum sollte jemand in die Scheune sehen?«

Er nahm den vom Draht zusammengehaltenen schwarzen Ballen auf, drehte ihn in der Hand. »Den könntest du verschwinden lassen«, sagte er. Sie nahm die Folie.

»Jetzt paß auf, Mädchen. Wir machen jetzt hier alles Licht aus, ich fahr nach Hause und leg mich ins Bett, du gehst rein und legst dich ins Bett. Morgen früh wird irgendwann jemand erscheinen oder anrufen und dir sagen, daß dein Teurer Opfer eines Unfalls geworden ist. Spiel ein bißchen Theater, nur ein bißchen, mehr ist nicht nötig. Daß ihr so gut wie geschiedene Leute wart, weiß ja jeder hier. Dann tust du, was die Polizei dir sagt, und wenn die nichts sagt, dann tu, was man eben im Todesfall tut, Pfarrer, Bestattungsfritze, Totenkiste. Das meiste macht der Leichenheini für dich. Das wichtigste

ist, Nerven behalten. Red nicht viel, mach nur, was nötig ist, laß alles laufen, wie es laufen muß. Das geht von ganz alleine. Verstanden?« Sie nickte. »Ruf mich gegen Mittag an, daß ich die Bullen füttern soll. Soll ich doch übernehmen, oder nicht?« Sie nickte wieder. Er knipste das Licht aus, machte das Scheunentor zu. »Kann dir bei dem, was da jetzt kommt, leider nicht viel helfen«, sagte er, den Hof überquerend, um auch auf der Tenne das Licht auszuschalten. »Aber wenn alles überstanden ist, haben wir freie Bahn. Bis dahin halt die Ohren steif.« Im Einsteigen sagte er, laut genug, daß sie es hören konnte: »Dieser Pan kann was erleben.« Er fuhr ohne Licht mit leisem Motor ab.

Sie war wie befreit, als es still wurde und sie allein im Dunkeln stand. Sie sah auf den schwarzen Ballen, den auch sie sich vom Körper hielt. Sie zog einen der hängenden Türflügel des Rübenkellers einen Spalt auf, warf den Bausch hinein und schob den Flügel wieder an. Mitten auf dem Hof blieb sie stehen und dachte, daß es ja mondhell sei. Warme, mondhelle Nächte, »da dürfte man gar nicht schlafen gehen«, so hatte er oft gesagt. Sie suchte eine Situation zu erinnern, in der er es gesagt hatte. Es gelang ihr nicht, es schwieg alles in ihr. Kein Denken, keine Empfindung, Taubheit und Totenstille. Sie ging über die Tenne, ohne Licht zu machen, und trat gegen eine ihrer Katzen, die ihr Futter haben wollte. Auch im Flett machte sie kein Licht. Sie stand am langen Tisch, eine Hand aufgestützt. Minuten stand sie so, hätte eine Ewigkeit, schien ihr, so stehen können, ohne denken, ohne ein Glied regen zu müssen. Sie setzte sich in der dunklen Küche an den Tisch. Der Garten lag im Mondlicht vor ihr.

Sie saß und stand und ging die Stunden, die bis zum Morgen noch blieben, herum, ohne daß ihr irgend etwas notwendig war. Sitzen oder sich bewegen, stehen, dahin, dorthin gehen, es war alles gleich, nichts mußte sein, sie

konnte es tun oder lassen. Es war auch gleich, ob die Welt so blieb, wie sie jetzt war, still und mondbeschienen, oder ob sie sich zur Welt in der Sonne veränderte. Sie gab ihren Katzen etwas in die Näpfe, sie stand irgendwann beim schwarzen Teufel am Heck der Schweineweide, griff ihm in den Pony zwischen den kurzen Ohren. Er warf den Kopf auf, Zucker sollte es sein. Sie trat vom Heck zurück, als er sie mit Lippen und Zähnen schnappen und kneifen wollte.

Ein Fasan schrie heiser sein Köck-göck und klappte die Flügel, ein aufgestörtes Rebhuhn schlug mit Rebrieb Alarm. Das hieß, es wurde Morgen. Wenn es hell war, würde man kommen. Sie sah dem gleichmütig entgegen, ohne Besorgnis, was sagen. Viel Theater kam nicht in Frage, gar kein Theater. Hab das kommen sehen, konnte nicht ausbleiben, würde sie sagen. Vielleicht noch nicht einmal das, vielleicht nur nicken, Augen am Boden, Gesicht eine Maske. Die Leute – was sie dachten, was sie erwarteten, vermuteten, sich fragten – waren nicht das Problem.

Sie sah erst jetzt, daß sie noch im Trainingsanzug war. Sie ging nach oben und zog sich Nachthemd und Morgenrock an, setzte sich ans Fenster und wartete. Um sieben Uhr zog sie sich richtig an. Um halb acht kamen sie, zwei Polizisten. Sie war in der Küche. Von sich aus sagte sie: »Wenn Sie kommen, dann hat es ihn wohl endlich erwischt. Ich rechne schon lange damit.«

»Ja, aber es sieht schlimmer aus, als Sie denken, viel schlimmer ...«

Sie spielte jetzt das bißchen Theater, aber wirklich nicht mehr, machte ihr Gesicht zur Maske, sah zu Boden, schwieg. Für die Polizisten stand Unfall mit Fahrerflucht fest, sie zogen etwas anderes gar nicht in Betracht. Hennessen liege im Krankenhaus, in der Leichenhalle dort, werde aber wohl bald freigegeben, sie könne ruhig schon

alles wie bei einem normalen Sterbefall in Angriff nehmen.

Es ging dann tatsächlich alles fast von selbst, nachdem sie sich mit dem Geistlichen, dem Bestattungsunternehmen und dem ersten Nachbarn, Brandes, in Verbindung gesetzt hatte. Man sprach in dem gebotenen beileidsvollen Ton mit ihr, man bot ihr Hilfe an, bis zum Abend war alles Wesentliche schon erledigt. Mittags rief Berend an, er habe gehört, Hennessen sei etwas passiert und daß die Polizei bei ihr gewesen sei, was man denn vermute oder wisse. Sie hatte das Gefühl, er grinse am Telefon. Er komme am Spätnachmittag und füttere. Sie war drauf und dran zu sagen: Füttern, aber nicht mehr.

Die Polizei erschien nochmals, um ein Protokoll aufzunehmen. Sie sei also am Abend mit Momme Berend Nissen und anderen zu einem Volleyballturnier gefahren und habe bei ihrer Rückkehr geglaubt, ihr Mann sitze wieder einmal in der Waldesruh. Sie brauchte nur den Kopf sinken zu lassen, als nicke sie knapp. Die Beamten schienen schon Bescheid zu wissen.

Mit einer Schwierigkeit, an die sie nicht gedacht hatte, wurde sie beim Bestattungsunternehmen und dann auch beim Gärtner konfrontiert, mit der Auswahl des Spruchs oder der Floskel für den Totenbrief, das Totenbildchen und die Kranzschleife. Beim Bestatter entschied sie sich schnell für das Allgemeinste und Neutralste: Herr, gib ihm die ewige Ruhe. Beim Gärtner war sie zunächst völlig ratlos. Nichts von dem, was der Mann ihr als möglich und üblich vorschlug, kam für sie in Frage. Plötzlich wurde sie sich bewußt, daß sie auf einen Spruch wartete, den ihr der Gärtner nicht nannte: ewig unvergessen. Sie war nicht in Gefahr, ihn über die Lippen kommen zu lassen. Sie sagte zögernd, sie wünsche sich »In traurigem Gedenken«.

Die Dicke

Ant hat eine Besorgung zu machen. Aber das ist nur ein Vorwand seiner Frau gegenüber. In Wahrheit ist ihm ein wenig nach Auslauf. Stärker als von Schaufensterauslagen werden seine Augen von Frauen angezogen. Obwohl oder weil seit einiger Zeit verheiratet, zappelt er ohnmächtig in der Gewalt von Eros und Priapus. Fasziniert verweilt sein Blick auf einer Dicken. Ein gewaltiger Körper, aber wie geschickt läßt sie ihn von einem überwurfartigen seidigen Kleid mit weiten Ärmeln und kragenlosem Durchschlupf für den Kopf umspielen. Sie hat die Hände vor dem Körper ineinandergelegt und hält etwas in ihnen, wohl ihren Schlüssel. Sie läßt den kurzen, bauchigen Anhänger, der wie das Schwänzchen eines kleinen Pelztiers aussieht, kreisen. Ein breites Goldarmband liegt um ihr eines Handgelenk und hebt sich ab vom hellen Grün des Kleids. Überraschend wohlgebildet und zierlich, fast fragil im Vergleich zur Wucht des Leibes, sind ihre Füße und Fesseln. Sie trägt Schuhe mit mittelhohen Absätzen und setzt die Füße genau und sicher. Ant stellt sich aber die Oberschenkel dieser Beine vor. Er betrachtet ihre Frisur, einen hoch angeschnittenen lockeren Haarschopf, der Hals und Ohrmuscheln freiläßt und in einem prächtigen Rotbraun glänzt.

Die Dicke reagiert plötzlich, fängt seine Augen. Ant reißt den Kopf zur Seite, aber da ist nichts, an dem interessiert zu sein er vorgeben könnte. Er macht sich steif für den kritischen Moment, bis sie aneinander vorbei wären.

»Schauen Sie mich ruhig an«, sagt die Dicke. Er will tun, als meine er sich nicht angesprochen, und sich an ihr vorbeidrücken. Sie tritt ihm mit einem erstaunlich

behenden Schritttchen in den Weg. »Bitte, schauen Sie mich ruhig an, wenn es Sie interessiert, wie ich aussehe.«
 »Aber nein, es interessiert mich nicht –«, murmelt Ant.
 »Mich anzusehen ist wohl kein Vergnügen, wie? Als ob ein Nilpferd daherkommt, das haben Sie doch gedacht.«
 »Ich habe gar nichts gedacht, ich war meilenweit weg.«
 Die Dicke fixiert ihn kurz und lacht. Das Schwänzchen an ihrem Schlüssel kreist. Ant konstatiert, daß ihre Augen braun sind, daß es eigentlich schöne Augen sind und daß sie eine artikulierte Stimme hat. Beides irritiert ihn.
 »Bei einem Invaliden oder Blinden würden Sie sich schon etwas denken. Die würden Sie bedauern. Sie würden aufpassen, ob Sie ihnen über die Straße helfen könnten, und im Bus sofort Ihren Platz anbieten. Bei einer wie mir käme Ihnen dergleichen nicht in den Sinn. Kein Bedauern, keine Aufmerksamkeiten. Das sind so die Wertungen der Gesellschaft.«
 »Meinen Platz würde ich Ihnen genauso anbieten wie einem Invaliden oder Blinden«, sagt Ant.
 »Etikette. Das wäre so viel und so wenig wie das guten Morgen, guten Tag, das Sie jedem sagen, ob er Ihnen gefällt oder nicht.« Sie macht eine kleine resignierte Handbewegung. »Wenn man so aussieht wie ich, schmerzt eine unpersönliche Freundlichkeit. Man sehnt sich danach, einmal gemeint zu sein, mit einem Blick, einer Geste, einem Wort, wirklich gemeint zu sein als Mitmensch, vielleicht sogar als Frau.«
 Er muß auf das Schlüsselschwänzchen sehen. Ihre Rechte greift es immer wieder, zieht es sich durch die zusammengelegten Fingerspitzen. Beklommenheit legt sich über ihn, Furcht vor dem, womit sie fortfahren würde.
 »Ist Ihnen noch nie aufgefallen, wie ungerecht das Leben ist? Wie ungerecht Sie zum Beispiel sind, wenn Sie schönen Mädchen nachsehen, häßlichen nicht? Wer kann dafür, daß er schön oder häßlich ist? Man ist nicht schön

aus Verdienst, häßlich aus Schuld. Trotzdem wird Schönheit ausgezeichnet und belohnt, Häßlichkeit verachtet, links liegengelassen. Aber davon wissen nur die, die es trifft.«

Woher wußte sie, daß er, wenn sie absetzte, die Pause nicht nutzen und sie unterbrechen würde? Sie hatte keine Angst, und er tat es nicht.

»Stellen Sie sich einmal vor, wie ich durch die Stadt gehen muß. Alles starrt mich an, wie Sie vorhin, dann sieht man schnell weg. Als wäre ich eine Dampfwalze, weicht man mir aus. Vor mir teilt sich der Menschenstrom, hinter mir schlägt er mit Getuschel wieder zusammen. Ich bin eine wandernde Insel, eine Insel, auf die sich kein Robinson verirrt.«

Ant hebt die Schultern. Das mochte wohl so sein.

»Ja, nichts zu machen.« Die Dicke lacht traurig. »Zweitausend Jahre Christentum, trotzdem, nichts zu machen. Ich warte darauf, daß mir einmal ein wirklicher Christ begegnet. Für einen wirklichen Christen muß es sich verbieten, mich wie ein Weltwunder anzustarren. Aus Mitleid, aus Menschlichkeit müßte er mir einen Blick schenken, wie ein Mensch einem Menschen einen Blick schenkt, oder sogar, wenn er ein Mann ist, wie ein Mann einer Frau einen schenkt.«

Ant durchfährt es. Unter der Hand, ohne es zu wollen und ohne es unterdrücken zu können, hat er daran gedacht, was für Brüste die Frau haben mußte. Hat sich vorgestellt, daß die Höfe der Warzen zur Größe von Handtellern gedehnt und daß das hängende weiße Fleisch von feinem Geäder überzogen sein müßte.

»Jaja!« sagt die Dicke und schlenkert mit ihrem Schlüsselschwänzchen. »Gedacht haben wir schon daran, daß da eine Frau drunter steckt.« Sie zupft am Kleid. »Aber nicht als Christ. Sie können das wiedergutmachen, laden Sie mich dorthin ein.« Sie zeigt auf ein Café.

In einer seiner Spontanreaktionen sagt Ant: »Gern!« und setzt sich sofort auf das Café zu in Bewegung. »Ah!« macht die Dicke und schiebt ihm eine Hand unter den Arm. Seite an Seite gehen sie die wenigen Meter. Ant lauscht, ob er ein Schnaufen neben sich hört.

Im Café sucht sie sich, das Angebot prüfend, ein Stück Torte aus. Ant sagt, er wolle nur Tee. Als sie in den Gastraum treten, blickt, was dort sitzt, insgesamt auf. Manchen erstarrt die Hand in der Bewegung. Er überfliegt die Gesichter, kennt keines. Er rückt an einem freien Tisch einen Stuhl ab und läßt die Dicke sich setzen.

»Sie haben Selbstbeherrschung, alle Achtung«, sagt sie. »Aber merken Sie, wie man Sie bedauert? Daß der mit so einer ins Café gehen muß, haben alle gedacht. Sie bedauert man wenigstens noch. Ich bin ihnen bloß ein Graus. Was glauben Sie, was die da rechts gerade flüstert? Schrecklich, so dick! Ich würd mir das Leben nehmen. Und die neben ihr? Daß man immer schwitzt, ständig ein Deo braucht. Ich kann in alle hineinsehen.« Ant ist plötzlich, daß er sich nicht sperren sollte. Hier war ein Mensch, der es auch schwer hatte im Leben. Warum nicht, statt sich überrumpelt zu fühlen, teilnehmen? »Ich betrete eine Bühne, sobald ich meine Wohnung verlasse. Jeder Schritt auf die Straße bedeutet für mich, eine Vorstellung zu geben, die erst endet, wenn ich meine Tür wieder hinter mir zumache. Da lernt man lesen.«

Ant prüft unwillkürlich, ob er das auch könne. Es war nicht schwer. Aus dem Gesicht einer solargebräunten Hageren schrie es geradezu: Selber schuld. So dick, und ißt Torte.

»Aber haben Sie denn niemanden? Keine Familie, Freunde?«

»Freunde? Mit mir essen gehen? Mit mir in Urlaub fahren? Mich zu einer Party einladen? Nein, mein Lieber, Freundschaften gibt es für mich nicht.«

»Aber Kollegen?«

»Kollegen! Nichts Gleichgültigeres, Grausameres als Kollegen. Freitagnachmittag, alles spricht vom Wochenende, glauben Sie, einer fragt mich, was ich vorhabe? Urlaubszeit, in allen Köpfen spukt Italien, alles schwärmt vom Meer, von den Bergen. Niemand fragt mich, wo ich denn wandere, in der Sonne liege. Ich muß zu Hause bleiben, und das ist in Ordnung so. Auf meiner Couch darf ich mir Berge und Meer vorstellen. Auf meinem Balkon darf ich wandern, sonnenbaden, soviel ich will. Aber gut geschützt muß er sein, sonst bin ich ein öffentliches Ärgernis.«

Ant nickt. Das war wohl so. Er sieht auf die Linke der Dicken, die entspannt neben dem Teller liegt, über dem Hausschlüssel. Das Pelztierschwänzchen lugt zwischen Zeige- und Mittelfinger vor. Sie ist nicht verfettet, diese Hand, kein Patschhändchen, vielmehr gepflegt. Eine Hand, die Dinge energisch ergreift, sie weich und warm und fest umspannt und handhabt, wie ihre Rechte die Gabel. Sicher trennt sie Bissen vom Tortenstück, führt sie über ihre hochgestützte, sich wölbende Brust zum Mund. Blicke scheinen sie nicht zu bekümmern, im Gegenteil, sie nimmt sie an. Ant beobachtet es. Er freut sich über niedergezwungene Augen, die hastig überstürzte Flucht von Ertappten.

»Was meinen Sie, wie herrlich wohl mancher von den Tanten ist, seit ich hier sitze. Gegen mich darf sich noch die strammste als Gazelle fühlen. Was ich für das gute Selbstgefühl anderer tue, kann mir niemand bezahlen.«

Ant sagt, da habe sie ohne Zweifel recht. Er achtet darauf, daß er mit seinem Tee nicht früher fertig wird als sie mit ihrem Kuchen und Kaffee, zögert den letzten Schluck hinaus und vermeidet es, zur Bedienung hinüberzusehen. Die Dicke ist es, die dem vorbeigehenden Mädchen sagt, sie wollten bezahlen. Sie klopft Ant leicht

auf den Arm. »Hervorragend, mein Guter. Aber wir wollen es nicht übertreiben.«

Er bezahlt und gibt ein Trinkgeld. Er sticht seinen Blick in so viele auf- und zu ihnen hin fliegende Augen, wie er kann. Er ist nicht schneller als die Dicke, hält ihr die Tür auf. Er läßt sich keinerlei Hast und Befangenheit zuschulden kommen.

Sie gehen ein Stück, mit klein und kleiner werdenden Schritten, bleiben stehen. Ant sucht nach einer Abschiedsformel. Er kramt in seinem Kopf nach der Besorgung, zu der er aufgebrochen ist. Sie fällt ihm nicht mehr ein.

Die Dicke sagt: »Na, was jetzt?«

Ant wird klar, daß sie ihn noch nicht entlassen will, ihr die knappe Stunde im Café nicht genug ist.

»Ich sage es Ihnen. Wir machen jetzt einen kleinen Schaufensterbummel. Einverstanden? Die dreißig Minuten dort, eine gute halbe Stunde von den Jahren und Jahrzehnten Ihres langen Lebens, geben Sie's zu, das ist zu wenig.«

Sie nimmt seinen Arm. Er erschrickt, als er ihren gewaltigen Körper im leichten Sommerkleid wieder dicht neben sich spürt, sich warm von ihm angestrahlt meint.

»Zu den Dingen, von denen jemand wie ich nach der Meinung der Leute nur träumen darf, gehört auch, daß ich mit einem Mann durch die Stadt bummle. Dabei wissen alle, wie gefährlich Frustrationen sind. Christentum! Zweitausend Jahre Scheinheiligkeit. Wenn man zu den Ausgestoßenen zählt, weiß man, wie die Wahrheit aussieht. Gemein schaut sie aus, schmeckt bitter.«

Ant überlegt zu erwidern, daß sie selbst im Augenblick auch nicht ganz ohne Berechnung, nicht frei von Lüge sei, will sich aber nicht ihrer scharfen Zunge ausliefern. Deren Spitze sieht er momenthaft, zuckendes Rot zwischen weißen Zähnen. Seltsam beweglich, schmal und zart scheint ihre Zunge zu sein, kein träger Fleischbrei.

»Na, na!« sagt die Dicke, die Augen fest auf ihm. »Werden Sie nicht renitent. Denken Sie an vorhin. Hätte ich mich nicht gewehrt, liefе ich jetzt wie angespuckt durch die Straßen. Glauben Sie eigentlich, derart angegafft zu werden kann man so wegstecken?«

Ant muß ihr Gedankenlesen bewundern. Wieder ist ihm, als sollte er sich nicht verweigern. Andere lassen sich die Gelegenheit, einen Blick auf ein schicksalbeschwertes Menschenleben zu werfen, durchaus nicht entgehen. Ungenierte, spöttische, entsetzte Blicke treffen sie. Er spürt Lust, die Leute zu provozieren. Ruhig führt er die Dicke von Schaufenster zu Schaufenster, macht ihretwegen kleine Schritte. Vor einem Fenster mit Pelzen fragt er sie, ob sie so viel für einen Mantel auszugeben bereit sei.

»Wenn ich mir Pelze anhängе, hält man mich für einen Bären und macht Jagd auf mich oder steckt mich in den Zoo«, sagt die Dicke ohne Bitterkeit. Ihre Stimme klingt nicht gequetscht und quäkend, wie aus zuwachsenden Schlünden kommend, sondern angenehm frei und voll. Das Schaufenster spiegelt. Ant sieht ein Paar hinter ihnen stehenbleiben, aber statt der Mäntel sie in Augenschein nehmen. Er dreht sich um, will sagen: Einen guten Zoo finden Sie in Hamburg. Das Paar geht schon weiter. Es sieht ein wenig nach Flucht aus.

Plötzlich merkt er, daß die Dicke ihn dirigiert. Sie befinden sich in einer von Geschäften und Schaufenstern wegführenden Straße, in der es nichts zu sehen gibt. Nicht er hat hierhin gelenkt. »Nun, nun«, sagt die Dicke, »nicht gleich kopfscheu werden. Alles geht einmal zu Ende, und man läßt doch eine Dame nicht einfach auf der Straße stehen, oder?«

Er starrt in ihre braunen Augen, die so gar nicht von Fleisch und Verfettung sprechen. Ihre Lippen sind leicht geöffnet, hinter ihnen geht die Zungenspitze, eine wachsame Grenzpatrouille. Ihre Linke hält noch seinen Arm.

Mit sanftem Druck überredet sie ihn weiterzugehen. Nach einigen Minuten sind sie an ihrer Haustür.

»Sie halten mich vielleicht für neurotisch«, sagt sie, während sie aufschließt, »und können sich nicht vorstellen, was es für mich bedeutet, daß auch in meine Wohnung einmal ein Mann tritt und ich sagen kann: Bitte, nehmen Sie Platz, was möchten Sie trinken. Es mag absurd erscheinen, aber das ist einer meiner kleinen Träume. Warum haben Sie übrigens nicht von sich aus gefragt, ob ich Ihnen nicht noch eine Tasse Kaffee oder einen Kognak anbieten möchte?«

»Das konnte ich ja gar nicht, Sie sind mir ja immer einen Schritt voraus.«

»Sie wollen sagen, daß Sie diese Frage auf der Zunge gehabt hätten?« Sie droht ihm mit dem Finger.

»Gut, zwei Minuten«, sagt Ant.

Die Dicke fährt herum. »Zwei Minuten sind eine Beleidigung. Ich dachte, ich hätte wohl auf eine kleine Stunde ein Recht, nur wollte ich es so nicht sagen. Aber bei Ihnen muß man anscheinend immer mit der Brechstange arbeiten.«

Ant gibt, die Arme ausbreitend, auf. Die Dicke droht ihm wieder, das Armband an ihrem Handgelenk klirrt. Er weiß nicht, ob ihre Entrüstung echt oder gespielt ist. Sie geht vor ihm her die Treppe hinauf. Er sieht auf ihre Füße in den hellen Wildlederschuh und ihre kräftigen, erstaunlich wohlgeformten Knöchel und Fesseln. Die Waden sind gewaltig, aber muskulös, nicht säulenförmig, kein Elefantenbein. Zu was für Paketen mußten ihre Schenkel anschwellen. Momenthaft tritt ihm das Bild einer Belgierstute vor Augen, deren Hinterteil er einmal, er war noch Junge, vom Wagen aus gerade vor sich gehabt hatte: zwei enorme Schenkel, über ihnen zwei ungeheure Backen, zwischen den Backen, schmal, sauber, peinlich bloß, das weibliche Organ unter dem Stummelschwanz.

Die Dicke schließt ihre Tür auf und sagt leiernd, mit spöttischem Lächeln: »Bitte, treten Sie ein, setzen Sie sich, was möchten Sie trinken.« Sie führt ihn in ein Wohnzimmerchen, in dem es stockdunkel ist, macht Licht. »Da sehen Sie's«, sagt sie mit einer Handbewegung zum Fenster. »Ich ziehe die Rolläden oft gar nicht hoch. Ob es hell ist oder dunkel, ich muß hier ja allein hocken. Manchmal fehlt einem schon am Morgen jeglicher Schwung.« Sie zeigt auf ein Sofa und auf Sessel, Ant setzt sich in einen Sessel. Sie geht nach nebenan, ein Kühlschrank klappt. Sie kommt mit einem Tablett zurück, auf dem Kognak, Likör, Wein, Bier stehen. Sie holt Gläser, Flaschenöffner und Korkenzieher. »So«, sagt sie, zeigt mit gebieterischem Finger auf die Flaschen, »Sie bedienen sich jetzt selbst, und mich entschuldigen Sie einen Augenblick. Ich bin schon den ganzen Tag auf den Beinen.«

Gleich rauscht die Dusche. Ant beugt sich vor, nimmt den Kopf in die Hände, will einen klaren Gedanken fassen. Das einfachste wäre, schnell zu gehen. Er schämt sich sofort. Er unterdrückt auch den Impuls, aufzustehen und nachzusehen, ob die Tür verriegelt, der Schlüssel abgezogen ist. Wovor hatte er Angst? Was konnte ihm passieren? Er erlebt eine kleine Groteske. Aber er befindet sich in seiner Stadt, sein eigenes kleines Reich mit Frau und Haus liegt fünfhundert Meter Luftlinie entfernt. Er lehnt sich zurück, greift nach der Kognakflasche.

Er fragt sich, wie oft an warmen Tagen die Dicke wohl duschte. Er weiß von seiner Frau, daß Dicksein nicht ohne weiteres mit Verfressenheit gleichzusetzen war. Er sinnt darüber, wie das sein durfte, daß ein blind walten-des Schicksal sich diesen griff und jenen unbehelligt ließ. Von Schuld und Rechtsgeschehen konnte keine Rede sein. Als das Rauschen im Bad erstirbt, muß er sich vor-

stellen, wie sich die Dicke abtrocknet. Wie sie die mächtigen Arme hebt, um in die Achselhöhlen zu kommen. Schlünde mit Gestrüpp am Grund mußten das sein. Wie sie die Schenkel auseinander tut ... Er reißt sich zusammen, trinkt, gießt nach.

Sie erscheint, in einem bordeauxroten, knöchellangen, mit Goldfäden durchwirkten Gewand. Unter der Brust geht eine goldene Kordel her. Ihr kühn geschnittener Haarschopf verschwindet fast ganz unter einem breiten, weißen Stirnband. An den bloßen Füßen trägt sie Sandalen mit schmalen, goldenen Riemchen.

»Donnerwetter!« entfährt es Ant.

Die Dicke lächelt. Sie setzt sich in eine Sofaecke, legt sich zurück, zieht die Beine hoch. Mit lässig ausgestreckter Hand schaltet sie die große Deckenleuchte aus, danach brennt nur noch eine Wandlampe. Etwas von Orient, von Odaliske im Haremsdämmer ist an ihr. Ihm dringt auch ein fremdes Parfüm in die Nase, er denkt an Ambra.

»Geben Sie mir etwas von dem Roten«, sagt sie und zeigt auf die Likörflasche, »und vergessen Sie sich selber nicht.«

Sie trinken sich zu. Ant merkt die drei Gläser schon, die er inzwischen gehabt hat. »Hier wohnen Sie also«, sagt er, um etwas zu sagen.

»Ja, hier lebe ich. Bilder an den Wänden, Bücher im Schrank – sieht gar nicht nach Koben aus, nicht wahr?«

Ant will nicht auf ihre Mokerien eingehen. Er beschließt, die Unterhaltung überhaupt ihr zu überlassen. Sie hatte ihn hier oben haben wollen, sollte sie zusehen. Entweder sie erzählte ihm etwas, oder er ging bald wieder. Die Sache mußte sowieso über kurz oder lang ihren Beschluß finden, eher früher als später. Andererseits war kurios, was er erlebte, phantastisch.

»Hallo«, sagt die Dicke, »einschenken. Übrigens, Sie wissen ja, daß ich in andrer Leuts Köpfen lesen kann.«

Er schüttet ein und reicht ihr das Glas. Als sie sich vorbeugt, um es entgegenzunehmen, spreizen sich ihre Beine etwas. Ant starrt hinunter, sie greift nach den Schößen. Momenthaft betäuben ihn zwei, drei Atemzüge Ambra oder Moschus, die er in einer aufwirbelnden Parfümwolke tut. Plötzlich liegt die Hand, die das Glas nehmen wollte, in seinem Nacken. Sie zieht ihn sanft und kommt ihm entgegen.

»Ich kann Gedanken lesen«, sagt sie leise, ihm von nah in die Augen sehend. »Sie machen mir nichts vor. Und warum auch. Sie sollen es haben.« Sie kommt noch näher, reibt die Nase an seiner. »Wir spielen schön Theater, nicht wahr? Sie wollen wissen, wie das mit einer wie mir ist, und ich möchte wissen, wie das mit einem Mann ist. Ich möchte erleben, was alle erleben, und Sie möchten einmal erleben, was nicht alle erleben. Darum geht unser Spiel, stimmt's?«

Sie beugt sich vor. Wieder gehen die Beine unterm weiten Mantel auseinander, ein Schoß rutscht über die Kante des Sofas. Ant kann nicht hinsehen. Sie küßt ihn, kurz, ein bloßer Freundschaftskuß, der ihn an den Guten-Morgen-Kuß seiner Frau erinnert. Ohne den Blick aus den nahen braunen Augen zu nehmen, sagt er, flüsternd wie sie: »Aber das ist doch eine Sache des Gefühls, kein Tauschgeschäft.«

Die Dicke patscht ihm sanft die Backe. »Gefühl! Warum nicht Liebe? Mein Guter! Genuß, Spaß, Neugier, Langeweile, manchmal sogar Rache oder Haß sind die Gründe. War es bei Ihnen immer Liebe? Liebe ist das Theater, das man spielt, das unvermeidliche Theater. Immer verstecken die Leute ihre Wahrheiten hinter Theater. So muß es sein.«

Sie reibt die Nase an seiner, lehnt sich zurück in die Ecke des Sofas. Ant begreift auf einmal, daß sie nackt ist unter dem roten Mantel, dessen Schöße fast bis hinauf zum

Schritt klaffen, zwar nur schmal, die beiden Massive ihrer Schenkel bleiben bedeckt. Er starrt auf den Spalt, in dem es weiß schimmert. Eine unbezwingbare Lust, hineinzufahren, die Hand hinaufwandern zu lassen, packt ihn. Die Dicke tastet nach dem Lichtschalter hinter sich, mit träger, blinder Hand.

Er stößt mit dem Schienbein gegen etwas baumelndes, metallenes Hartes, als er zu ihr tritt, und stößt wieder gegen es, als er sie verläßt. Es muß sich in ihrem morgengländischen Mantel befinden, den sie nicht ausgezogen hat und dessen eine aufgeschlagene Seite vom Sofa hängt. Er fährt hinunter in die Tasche und richtet sich, als das Licht angeht, mit einer Pistole in der Hand wieder auf. Die Dicke bedeckt sich gelassen, knotet ihre goldene Kordel.

»Keine Angst, damit verschießt man nur Gas.«

Ant wirft die Waffe in den Sessel, ist im Moment in seinen Kleidern.

»Alles Theater, mein Lieber. Die Pistole habe ich für den Fall, daß es hier oben jemandem in den Sinn kommt, aus der Rolle zu fallen. Bin schließlich nur eine Frau. Aber solche wie Sie wünschte ich mir immer, brave Jungs, keine Spielverderber.«

Ant sieht sie mit offenem Mund an, kapiert. Die Dicke verabschiedet ihn liegenbleibend, mit freundlich winkender Hand.

Der Heckenschütze

»Das Dorf sah früher anders aus.«

»Früher hatten wir einen Kaiser.«

Ant erhält seinen Klaps auf den Arm. Der Ort ist von einer verbreiterten und begradigten Straße durchschnitten. Als sie ihn verlassen, sehen sie auf einen landwirtschaftlichen Produktionsbetrieb mit drei langen, fensterlosen eternitgedeckten Bauten, ein Hochsilo vor Kopf eines jeden.

»Auch die Bauernhöfe sahen früher anders aus«, sagt Ant. Ventilatoren heulen. Gestank dringt ins Auto, sie müssen das Schiebedach schließen.

Seine Frau deutet auf den Wald: »Aber der ist geblieben. Dort habe ich als Kind einmal mit meinen Eltern gesessen.«

Ein Weg führt zu dem Wald. Ant hält, sie gehen den Weg, setzen sich am Waldrand, wo seine Frau meint, daß sie mit ihren Eltern gesessen hätte. Das Dorf und der stinkende Hof liegen vor ihnen, aber der Wind treibt Geruch und Geheul von ihnen weg.

Ein nicht mehr junger Mann tritt ein Stück entfernt aus dem Wald. Da er zögert und sie beäugt, fürchtet Ant, er suche Unterhaltung. Der Mann grüßt auch schon, kommt heran und sagt: »Schön ist es hier, nicht wahr?«, in aggressivem Ton. Ant nickt, seine Frau reagiert nicht. »Schöne Gegend, ja? Gut erschlossen, schnelle Straße?« Ant nickt.

Der Mann reißt die Hände hoch. »Bitte, fühlen Sie sich nicht angesprochen! Ich meine nicht Sie, ich meine«, er sieht sich zur Straße um, »solche wie den da«. Ein Wagen verläßt mit ziemlicher Geschwindigkeit den Ort.

»Was glauben Sie, was der drauf hat?«

Ant hebt stumm eine Schulter.

»Über hundert fährt der. Mit fast hundert ist der durchs Dorf gehauen. Das sieht man, wenn man Ahnung davon hat, und ich habe Ahnung davon.«

Das Gesicht des Mannes ist wie von einem nagenden Gram gezeichnet. Ants Blick wird davon festgehalten. Seiner Frau scheint nichts aufzufallen. Sie mustert den Mann aufmerksam, vielleicht spöttisch.

»Ich weiß, die Straße lädt zum Schnellfahren ein. Sie ist ja so schön ausgebaut. Aber kann man von vernünftigen Menschen nicht erwarten, daß sie sich beherrschen, so wie Sie sich beherrscht haben? Ich habe Sie beobachtet. Sie sind die große Ausnahme. Alle jagen hier sonst, als hätten sie den Teufel im Nacken.«

Er sieht zur Straße. Der nächste Wagen, der bald auftaucht, fährt ebenfalls deutlich mehr als fünfzig. Der Mann zeigt stumm auf das Auto.

Ant sagt: »Feierabend. Alle wollen schnell nach Hause.«

»Und was hier lebt, hat kein Recht? Kinder, Tiere, Menschen, die ruhig auf ihrer Bank am Haus sitzen wollen.«

Er stößt seinen Finger auf einen Eiligen, der mit allerdings kaum verminderter Geschwindigkeit in den Ort hineinprescht. »Sie jagen hindurch wie durch eine Pfütze. Was nicht zur Seite spritzt, wird niedergemacht. – Ich habe die Polizei auf die Raserei aufmerksam gemacht. Man hat mich angehört, aber war nicht interessiert. Die Polizei ist zufrieden, wenn der Verkehr fließt. Menschenwürde ist kein Gesichtspunkt für sie. Als ich sagte, diese Raser schnitten durch eine kleine Welt wie mit Rasiermessern, haben sie sich angesehen. Tiefflieger seien schlimmer, hieß es. Nein, die Polizei hilft nicht, keine Behörde hilft.«

Ants Frau sagt: »Sie denken wohl, es sind nur Fremde, die Ihren Dorffrieden stören? Ihre eigenen Leute, Ihre Nachbarn, Freunde, fahren hier anders?«

Ant hört das Helle, Mädchenhafte in ihrer Stimme. Das bedeutete, sie verschloß sich gegen diesen Mann, wies ihn zurück.

»Nein, das denke ich nicht. Für mich gibt es gar keine eigenen Leute, Nachbarn, Freunde mehr.« Zum Glück kannte der Mann seine Frau nicht. »Vor mir sind alle gleich. Wer es verdient, kriegt es. Ich würde selbst bei meinem Bruder, wenn ich einen hätte, keine Ausnahme machen.«

»Was kriegt jeder, der es verdient?«

Der Mann wirft eine Hand durch die Luft, lacht krampfhaft. »Muß man sich nicht wehren, wenn einem zuviel zugemutet wird? Das tun Sie auch. Sehen Sie nur!« Zwei Autos kommen dicht hintereinander aus dem Ort geschossen. Inbrünstiger Haß steht in den Augen des Mannes. »Oft sind es junge Leute. Jugend kennt keine Tugend. Schlimmer aber sind die, die sich von Terminen hetzen lassen, die auf der Jagd nach Geschäftsabschlüssen sind, die Manager- und Vertretertypen. Alle sind sie Schlächter der Straße. Die Hasen, Igel, Katzen, die sie überfahren und liegenlassen! Einmal sah ich dort in der Kurve, wo Ihr Auto steht, ein Reh über die Straße wanken, wie betrunken, vorn und hinten einknickend. Angefahren natürlich. Glauben Sie, irgend jemand hätte angehalten? Solche Erlebnisse verfolgen mich bis in den Schlaf, ich werde sie nicht wieder los.«

Ant sind die vielen überfahrenen, wie massakrierten Tiere auch schwer erträglich. Jedesmal, wenn er so einen Fleischhaufen auf der Straße sieht, denkt er, ob man denn nicht wenigstens aussteigen und, was einem passiert ist, von der Straße schieben könnte. Ihm ist auch nicht die Angst fremd, er könnte einmal auf ein größeres angefahrenes Tier stoßen, das sich noch quälte und dem er dann helfen oder sogar, wenn es nicht zu groß wäre, den erlösenden Tod geben müßte, irgendwie. Nichts

verstehet er besser, als daß man solche Bilder nicht wieder loswurde.

»Ich habe mich schon mal dazu verleiten lassen, diesen Eiligen Zeichen zu machen. Im Ort, wo sie eigentlich nur fünfzig fahren dürften. Ich dachte, ihnen schlägt das Gewissen, wenn sich jemand beschwert. Aber da hatte ich mich verrechnet. Einer hielt mit quietschenden Reifen, kam wie ein Stier aus seinem dicken Auto und fuhr mich an, was ich wollte. Ich sagte, er fahre durch eine geschlossene Ortschaft. Sie machen sich kein Bild, wie er mich anschrie und mir drohte. Keine Spur von schlechtem Gewissen.«

»Man sieht wohl besser weg«, sagt Ant. Seine Frau aber sagt: »Ich an Ihrer Stelle würde von der Straße wegziehen. Dann hätten Sie Ihren Frieden.«

»Ich wohne gar nicht an der Straße«, schnauzt der Mann. »Hat man Frieden, wenn man nichts hört und sieht? Sie können sich die Augen verkleben, die Ohren zustopfen, sich verkriechen, in Ihrem Kopf bleibt es trotzdem. In jedes Mauselloch, das Sie sich suchen, nehmen Sie es mit. Solange es da ist, kann man nicht leben.«

Ants Frau steht auf, klopfte sich ab. »Was hilft Lamentieren«, sagt sie.

Der Mann vertritt ihr, die Arme ausbreitend, den Weg. »Sie sagen es! Kein Jammern und kein Beten hilft, kein Gott und keine Polizei.«

Ant sucht nach vermittelnden Worten. Seine Frau würde nicht mehr lange an sich halten. Prüfend, wie er an dem Mann vorbeikommen und seiner Frau den Weg bahnen könnte, murmelt er: »Die Technik macht unsere Welt nicht humaner.«

»Sie verstehen mich! Genauso habe ich Sie eingeschätzt. Jetzt frage ich Sie: Soll das Treiben auf der Straße immer so weitergehen? Wir leiden still, ohne uns zu wehren?«

»Natürlich nicht«, sagt Ant. Sie müßten, wollten sie an dem Mann vorbei, unter seinen Armen durchschlüpfen.

»Sehen Sie! Sie würden es denen auch heimzahlen, wenn Sie könnten. Ich vertraue Ihnen und verrate Ihnen etwas: Ich kann es! Ich drehe keine Däumchen mehr, bitte niemanden mehr, ich handle. Von mir kriegen sie es, wie sie es haben müssen. Kommen Sie, Sie sollen sehen.«

Ants Frau folgt ohne Zögern, worüber Ant sich wundert. Ingeheim ist er erleichtert. Er hat befürchtet, sie setzte dem Ganzen brüsk, durch ein knappes, klares Wort, ein Ende. Sie erreichen den Zuweg. Der Mann schlägt einen Pfad ein, der in den Wald hineinführt. Ants Frau wendet sich in die entgegengesetzte Richtung, zur Straße. Ant bleibt stehen. »Gib mir den Schlüssel«, sagt sie. »Ich warte im Auto.« Er gibt ihn ihr. Der Mann sieht sich um, kommt zurück, während Ants Frau sich entfernt.

»Will sie nicht mit?«

»Sie ist müde, ich bin es eigentlich auch. Wir haben einen anstrengenden Tag hinter uns.«

»Es dauert nicht lange. Für Frauen ist das sowieso nichts. Aber Sie, Sie werden Augen machen.«

»Wissen Sie«, der Mann dämpft seine Stimme, flüstert, drängt sich dabei auf dem schmalen Pfad an Ant, »vor Jahren sprach ich einmal mit einem Alten, der hier beim Volkssturm gewesen ist, fünfundvierzig. Er erzählte mir, sie hätten von diesem Wald aus die Straße kontrolliert, aus einem kleinen Bunker heraus. Dieser Bunker ist mir irgendwann wieder eingefallen, ich habe ihn mir gesucht. Und was fand ich in ihm? Das erraten Sie nicht.« Der Mann verläßt den Pfad. Er bittet Ant wispernd, nicht im Laub zu rascheln, nicht auf trockene Zweige zu treten, und legt den Finger über die Lippen. Ant möchte auffahren und rufen, er habe wohl zuviel Karl May gelesen. Er tut es nicht.

Vor einem Dickicht bleibt der Mann stehen. »Nun, fällt Ihnen hier etwas auf?« Er lacht über Ants Miene, geht auf die Knie, kriecht unter tiefhängenden Ästen durch in die Dickung. Ant kocht vor Scham und Wut und folgt,

auch auf allen vieren. Die Dichtung überzieht einen flachen Erdhügel, der von außen nicht zu sehen war. Der Mann arbeitet sich weiter vor, vorsichtig die Zweige teilend, gebückt und immer wieder auf die Hände gehend. Sie stoßen, tief in der Dichtung, auf Schrott unter trockenem Geäst, Lampen und Kotflügel und ein großes, stark verrostetes Blech. Ant erkennt es als Dach eines Lanz-Bulldogs längst vergangener Tage. Der Mann nimmt die Zweige weg und stellt das Blech aufrecht. Die Mündung eines niedrigen Ganges oder Stollens gähnt ihnen entgegen. Der Mann kriecht hinein. Es sieht aus, als krieche eine Kröte in ihr Winterquartier. Das wäre die Gelegenheit, sich umzudrehen und davonzumachen. Aber Ant folgt dem Mann, auf Händen und Knien. Im Dunkel des leicht abwärts führenden Ganges faßt er auf seine Schuhe, stößt mit dem Kopf gegen seinen Hintern. Er flucht laut. Der Mann bittet ihn um einen Moment Geduld, er müsse erst aufschließen. Der Strahl einer Taschenlampe fällt auf eine halbhohe Tür. Durch die Tür gelangen sie in einen Raum, der Kopfhöhe hat. Der Mann drückt die Tür hinter Ant fest zu.

»Jetzt brauchen wir nicht mehr zu flüstern«, sagt er. »Von hier dringt kein Laut nach draußen, selbst wenn wir schreien.« Er leuchtet auf die Tür, zeigt, wie dick sie mit Dämmplatten belegt ist. Ant bekommt mit, daß die Wände des kleinen Raums gemauert sind. »Ich glaube nicht, daß noch irgend jemand von dem Bunker weiß. Der alte Mann ist gestorben. Von hier aus kontrolliere jetzt ich die Straße.«

Er leuchtet auf eine Öffnung in der Wand und rückt Ant einen Schemel hin, den einzigen Gegenstand im Bunker. Ant beugt sich vor. Durch einen mindestens fünf Meter langen Kanal mit schmale Spalt am Ende sieht er fern das Ortsausgangsschild, ein Stück der Straße und ein Futtersilo des Stinkebauern.

»Und sehen Sie hier«, sagt der Mann, zur Seite tretend und auf die Wand leuchtend. Aus einer zweiten viereckigen Öffnung ragt ein Gewehrkolben. Ant beschleichen Ahnungen.

»Was soll das nun?« sagt er, polternd. »Ich glaube, Sie spielen in Ihrem Alter noch Wildwest.«

Der Mann schweigt einen Augenblick, antwortet dann: »Nennen Sie es von mir aus Wildwest. Wildwest heißt doch Faustrecht, selbst ist der Mann.«

Ant beugt sich zu dem Gewehr vor. Es liegt in einem ähnlich langen Kanal mit enger Mündung, in so dicker Verpackung, daß er kaum über es hin sehen kann. Aber er sieht doch die Kurve der Straße und das Auto mit seiner Frau.

»Ich fand hier unten zwei Karabiner, Munition, Handgranaten sogar, und zwei Uniformen. Als es damals zu Ende ging, zog ja so mancher heimlich Zivil an und machte sich aus dem Staub. Die Karabiner waren in Ordnung. Begreifen Sie, was das für mich hieß? Waffen! Die beiden Kanäle dienen mir als Sicht- und als Feuerkanal.«

Ant geht jäh auf, daß der Mann im Begriff steht, ihn zum Mitwisser von etwas Ungeheuerlichem zu machen. Das mußte verhindert werden.

»Man kriegt keine Luft hier unten«, schreit er. »Lassen Sie mich hinaus.«

Der Mann steht vor der Tür. »Warten Sie, ich muß es Ihnen doch erst erklären. Im Sichtkanal sehen Sie die Straße zwischen Ortsschild und dem Hühnerbauern. Das ist meine Meßstrecke. Es sind genau hundertfünfzig Meter. Wer dieses Stück in fünf Sekunden durchfährt, hat mehr als hundert drauf. Wer da aber über hundert fährt, muß schon im Ort an die hundert draufgehabt haben, das Doppelte des Zulässigen. Und die packe ich mir.«

»Gut, gut«, unterbricht Ant. »Erzählen Sie mir das oben.«

»Anfangs habe ich wirklich mit der Stoppuhr gemessen. Ich wollte sichergehen. Aber ich habe sie bald weggelegt und so gezählt. Auch das brauche ich heute nicht mehr. Ich kann inzwischen sehen, wie schnell jemand fährt.«

Er späht durch den Sichtkanal. Ant sieht nach der Tür. Aber der Mann hat die Taschenlampe ausgeschaltet, und da er den Kopf vor der einzigen Öffnung hat, durch die etwas Helligkeit einfallen könnte, ist es stockdunkel.

»Der da zum Beispiel«, er zeigt in die Röhre und macht Ant Platz. »Hundertzwanzig. Jede Wette. Kommen Sie jetzt schnell hier herüber.« Er drückt Ant zum Gewehrkolben im Feuerkanal nieder. »Zehn Sekunden braucht er vom Bauern bis zur Kurve, dann habe ich ihn im Schußfeld. Wenn jetzt nicht Ihre Frau dort im Auto säße, könnten wir ihm gleich seine Lektion erteilen, Sie sähen, wie es geht.«

Ant wirft sich zurück an die gegenüberliegende Wand. Der Mann bückt sich, sieht über das Gewehr hin durch den Feuerkanal. Ant tastet nach der Tür. So spontan der Mann Vertrauen gefaßt hatte, so spontan würde er feindselig werden, wenn er merkte, daß er sich hinsichtlich der Gesinnungsgenossenschaft Ants vollständig irrte. Ant stellt sich einen mörderischen Kampf um die Waffe in dem engen Bunker vor. Kein Laut würde davon nach draußen dringen, selbst wenn dort jemand stünde. Er bekommt die Klinke zu fassen, reißt die Tür auf und krabbelt auf Händen und Knien den kurzen Gang hinauf ans Licht. Dabei hat er irrsinnige Angst, der Mann packte ihn an den Beinen und zöge ihn zurück. Aber der Mann fleht ihn nur aufgeregt um Vorsicht an und sagt vorwurfsvoll, als er hinter ihm aus dem Loch kriecht: »Sie müssen doch erst sichern! Es könnte sich ja doch mal jemand hier herumtreiben.«

Er schließt den Eingang, streut einige Hände Laub und Erde über das Blech und legt die trockenen Zweige wie zufällig darübergefallen. Ant sieht es mit einem Blick zurück, hastet schon aus der Dickung. Der Mann macht pst und gibt, als Ant nicht hört, einen schwachen Verzeiflungslaut.

»Das ist nicht schön!« flüstert er draußen, nach links und rechts sichernd. »Wie ein Elefant! Wollen Sie uns alles verderben? Rascheln Sie doch nicht so im Laub.«

Ant will bloß noch weg. Der Mann hält ihn an der Jacke zurück. Ant fährt herum, beherrscht sich. Der Mann sieht ihn nur bittend und vorwurfsvoll an. Er betrug sich doch zivilisiert, schien noch nicht einmal ungebildet.

Auf dem schmalen Pfad drängt er sich an Ant. »War es so schlimm? Sie haben ja gar nicht alles gesehen. Wie ich den Karabiner festgemacht und mit einer perfekten Schalldämmung versehen habe. Er liegt trotzdem so beweglich, daß ich die Bewegung eines Wagens auf der Straße aufnehmen kann. Ich treffe oft, glauben Sie? Anfangs nicht. Aber jetzt sitzen drei von vier Schüssen. Ich schieße auf die Vorderreifen. Sie können das Steuer dann nicht mehr halten, bei ihrer Geschwindigkeit.«

Das war, was eigentlich hätte verhindert werden müssen. Ant fällt in Sturmschritt, um nicht noch mehr zu hören. Sie treten aus dem Wald auf den breiten Weg zur Straße. Unten steht das Auto. Seine Frau sieht sie kommen und steigt aus. Der Mann faßt wieder nach seinem Rockschoß, um ihn zurückzuhalten.

»Ich bin froh, daß ich Sie getroffen habe. Ich brauche sehr dringend jemanden. Man kann so etwas nicht gut allein machen, nicht auf Dauer. Und umgekehrt suchen Sie wohl schon lange jemanden wie mich. Der zweite Karabiner wartet auf Sie, fahren wir gleich zu mir nach Hause. Ich sage Ihnen, man blüht auf mit einer Waffe. Man ist ein völlig anderer Mensch. Man freut sich wieder des Lebens.«

Der Mann hält ihn am Schoß wie an der Leine. Seine Frau sieht ihnen entgegen, deutlich irritiert. Ant gibt sein Rennen auf. Es war ja passiert. Er hatte sich nicht behauptet, wieder einmal nicht.

»Wenn sie plötzlich zu schlingern anfangen in der Kurve und dann in die Böschung rasen oder auf der anderen Seite in den Graben schlittern, Sie glauben nicht, was das für eine Befriedigung gibt. Wie hilflos sie auf einmal dastehen. Von einer Sekunde auf die andere ist es mit ihrem Jagen und all ihrer Kaltschnäuzigkeit vorbei, sie umschleichen ihren Schrott. Ich tanze dann in meinem Bunker, ich schreie vor Glück, ich verspote sie ganz laut, mich hört ja keiner.«

Der Mann übersieht seine wartende Frau. Entweder nahm er sie nur als Anhängsel von Ant, oder er gehörte überhaupt zu den Männern, die Frauen nicht ernst nahmen. Ant dreht sich zu ihm um und fährt ihn an: »Das ist doch Wahnsinn! Leute aus dem Hinterhalt abzuschießen. Damit bewirken Sie doch nichts.«

Der Mann scheint in einer Art Delirium. »Bewirken! Sie wollen auf Reden hinaus. Dazu müßte man an die Macht der Vernunft glauben. Das tue ich längst nicht mehr. Reden ist Schwäche. Ich mache keine Worte, ich wehre mich. Ich schlage zurück, ich zahle heim. Das könnten auch Sie, ich biete Ihnen die Möglichkeit dazu.«

»Worum geht es?« fragt Ants Frau.

Der Mann wendet sich ihr bereitwillig zu. »Dort im Wald habe ich meinen Posten, Ihr Mann hat ihn gesehen. Ich beziehe ihn einmal im Monat, nicht öfter. Ich nehme mir Urlaub dafür. Niemand kann solche Urlaubsfreuden haben wie ich.«

»Sie schießen auf Schnellfahrer?« fragt Ants Frau kühl und aufmerksam.

»Ich bringe sie zur Strecke, jawohl! Ich Sorge für Gerechtigkeit und Vergeltung, im Namen all derer, die ihnen

ausgeliefert sind, nicht zuletzt der armen Tiere. Manchmal gehe ich hin und beobachte nur. Es darf hier ja nicht zu häufig etwas passieren. Klar, so eine Bekanntschaft mit der Böschung oder dem Straßengraben verläuft nicht immer glimpflich. Es hat Verletzte gegeben, sogar Schwerverletzte. Auch auf das Äußerste bin ich gefaßt. Aber sie haben sich das ja selbst zuzuschreiben, nämlich ihrer Geschwindigkeit, ihrem Rasen. Ich schieße inzwischen auch nachts. Ich halte dann unter die Scheinwerfer. Aber es ist nicht so schön bei Dunkelheit, man sieht dann nicht, was passiert. Und das Vergnügen, sie aus ihren verbeulten Kutschen klettern zu sehen, das steht einem doch zu als Lohn.« Ants Frau dreht sich um und geht zum Auto, Ant folgt ihr. Der Mann kommt mit, ohne sich zu unterbrechen. »Sie denken wahrscheinlich, daß das hier nicht ewig so weitergehen kann. Das stimmt. Im Dorf ist schon von Todes- und Geisterkurve die Rede. Die Polizei, das Straßenverkehrsamt sind hier gewesen. Man verstand es nicht. Man wird wiederkommen. Irgendwann werde ich den Bunker aufgeben müssen, vielleicht schon bald. Ich weiß aber schon eine andere gute Stelle für einen Überwachungsposten. Sie machen doch mit, wenn ich Ihnen den zweiten Karabiner zur Verfügung stelle? Sie werden sehen, wenn Sie erst zwei, drei dieser Typen von der Straße geholt haben, sind auch Sie süchtig.«

Ant ist an seiner Tür. »Lieber Mann, so kann doch nicht die Lösung des Problems aussehen«, sagt er, eine Abschlußphrase suchend.

»Ach, Lösungen!« ruft der Mann. »Nicht um Lösungen geht es, sondern um Selbstbehauptung. Daß man sich wehrt, seine Wut los wird. Daß man aus seiner Frustration herauskommt, wieder frei atmen, froh sein, leben kann. – Jetzt zu mir.«

Er will sich die hintere Tür öffnen. Ants Frau, schon im Auto, verriegelt sie schnell von innen. »Fahr!« sagt sie, als

Ant hinterr Steuer sitzt. Ant startet und legt den Gang ein. Er sieht sich nach dem Mann um. Ihre Augen begegnen sich. Ein edler Schmerz spricht aus dem Gesicht des Mannes – Ant blickt darauf mit Bestürzung. Er greift nach der Fensterkurbel. Blitzschnell packt seine Frau seine Hand. »Fährst du jetzt!« herrscht sie ihn an.

Ant läßt die Kupplung kommen. Er sieht den Mann im Spiegel zurückbleiben. Er hält, setzt zurück. Seine Frau legt die Hände vors Gesicht.

»Nehmen Sie Vernunft an«, sagt er durchs heruntergelassene Fenster. »Niemand darf sich zum Richter und Henker über andere aufschwingen. Gehen Sie nach Hause, machen Sie Frieden mit der Welt. Sie ist nun einmal, wie sie ist.«

»Aber Sie haben doch gesagt, daß Sie das auch nicht können.«

»Das haben Sie sich gedacht. Gesagt habe ich nichts. Ich rate Ihnen, vergessen Sie den Bunker, stellen Sie die Gewehre wieder hinein, und werfen Sie den Eingang zu. Es sind Mitmenschen, auf die Sie schießen, trotz allem.«

Ant sieht zu seiner Frau hinüber, sie verbirgt noch das Gesicht in den Händen. Zögernd wendet er sich wieder dem Mann zu. »Wenn Sie mir versprechen, daß Sie die Schießerei und den Bunker aufgeben, dürfen Sie uns besuchen, oder ich besuche Sie.«

Der Mann tritt mehrere Schritte vom Auto zurück. »Ich soll das alles aufgeben? Mich aus freien Stücken denen wieder ausliefern? Niemals! Sie könnten mir ebensogut einen Strick empfehlen.«

Er tut einen letzten, entschiedenen Schritt zurück, kehrt die Handflächen gegen Ant. Ant dreht das Fenster hinauf, ist aber noch unentschlossen. Seine Frau stößt ihn heftig an.

Vor Lüchow rafft Ant sich zum ersten Wort auf. »Das kann gar nicht gutgehen mit dem. Irgendwann kommen

sie ihm auf die Schliche. Er wird in einer geschlossenen Abteilung landen.«
»Und zwar durch dich«, antwortet seine Frau. »Oder fahren wir jetzt nicht zur Polizeistation und machen eine Meldung?«

Auszug aus »Der weiße Jude«

Die männlichen Beeses waren seit Generationen Ärzte und beschnitten. Auf die Beschneidung war der Ur-Beese gekommen, der bei Virchow gehört hatte und später selbst Professor in Berlin gewesen war. Er hatte den außerreligiösen Sinn alter arabischer und jüdischer Hygienevorschriften erkannt. Der Großbeese, sein Sohn, beschnitt seinen einzigen Sohn und dieser wiederum seinen, Fridtjof. Juden waren die Beeses nicht.

Fridtjof focht nicht im mindesten an, daß man sich bei seiner Beschnittenheit etwas denken könnte. Er durfte unbekümmert sein. Sein Aussehen ließ nichts zu wünschen übrig, und der Abstammungsnachweis, den sein Vater erstellt hatte, reichte ein ganzes Stück über den Ur-Beese hinaus und hinunter. Seine Beschnittenheit war als Kuriosum auch allgemein bekannt. Der Direktor hatte, als er verkündete, er habe seine Schule sauber, ihn angesehen und gesagt: »Gut, daß man weiß, aus welchem Stall du kommst. Glücklicherweise kann man den Einfall deines Vaters allerdings nicht nennen.« Worauf Fridtjof, aufstehend, gesagt hatte: Er erlaube sich zu fragen, ob die Beschneidung nicht der Maßnahme des Gärtners vergleichbar sei, der Obstbäume in Form bringe. Ob sie nicht ganz eigentlich zu Zucht und Aufzucht gehöre und den bezeichnen und auszeichnen sollte, der in Kultur genommen werde. Ob sie also nicht Erkennungszeichen des Wertvollen sein müßte statt des Minderwertigen. Man hatte das als Frivolität durchgehen lassen. Er war ein Beese. Fridtjof hatte sich aber aus einem anderen Grund so provokant geäußert. Ihm gefiel die Vorstellung des Direktors von sauberer Schule, sauberer Schülerschaft nicht. Er hielt sie für bigott. Er meinte, Sauberkeit, reine Art, müßten innere Qualitäten sein. In sich müßte man sie behaupten, sich so über niedrigere Ar-

tung erheben. Was war mit Hinauswurf, formaler Säuberung groß gewonnen. Er hatte den letzten entfernten Schüler, als er ihn auf der Straße traf, angesprochen, mit ihm geredet und gesagt, er bedauere, daß man ihn entlassen habe.

Hinsichtlich des Aussehens übertraf Fridtjof nur einer, Lennert Dahn. Lennert kam dem Ideal so nahe, daß man ihn den Norweger nannte. Fridtjof gestand ihm den Vorrang neidlos zu. Mit Lennert konnte man nicht konkurrieren. An ihm stimmte alles, Gestalt wie Wesen. Hirt, der Biologielehrer, hatte zu Lennert gesagt: »Dahn, warum bist du nicht auf einer anderen Schule? Du gehörst nicht zur Mischpoke hier.« Lennert blieb für sich, machte nirgends mit.

Fridtjof machte noch mit. Er hatte an zwei Ertüchtigungslagern teilgenommen. Vom ersten hatte er die Schießauszeichnung für Scharfschützen, vom zweiten den Führerschein für Motorrad und PKW mit nach Hause gebracht. Er hatte eine fünfhunderter BMW und einen Kübelwagen im Gelände gefahren. Als Pimpf hatte ihn die Begeisterung für den Dienst ein Schuljahr gekostet. Der Vater hatte ihn auf Klagen der Lehrer hin und weil Ermahnungen nicht fruchteten, ohne das Zeugnis abzuwarten, zurücksetzen lassen. Er bestand darauf: »Erst Schule und Studium. Dann meinethalben die Uniform, aber, bitteschön, im Sanitätsdienst. Wir Beeses sind in erster Linie Ärzte.«

So war er ein Jahr älter als die anderen seiner Klasse, auch als Lennert. Er hätte dem Pflichtdienst den Rücken kehren, eine ganz andere Uniform anziehen können. Der Respekt vor dem Vater hielt ihn zurück. Nach Abitur und Antritt des Studiums sah das anders aus. Diesen Sommer noch wollte er den schwachen Jungzug von Laage machen, obwohl er dafür längst viel zu alt war. Aber er hatte seine Ruhe so. Nach den Sommerferien

konnte er sich mit dem Hinweis auf das Abitur im Frühjahr allen Forderungen und Verpflichtungen entziehen.

Mit seiner Mutter sprach Fridtjof darüber, daß Lennert so für sich blieb. Daß er das wagte und daß er damit durchkam. Fridtjof hatte keine Freunde. Die Mutter sagte: »Rede doch mal mit ihm. Vielleicht stimmt ihr überein.«

Lennert war ebenfalls ohne Freunde, aber er suchte auch keine. Weder Freunde noch Kameraden noch überhaupt Geselligkeit oder Anschluß. Er schien allen voraus, älter als seine achtzehn Jahre. »Fahr einfach zu ihm, frag ihn«, sagte seine Mutter. Es ärgerte ihn, daß seine Mutter ihn ermuntern mußte wie ein Kind, mehr noch, daß ihm der Gedanke, einfach hinzufahren, nicht selbst gekommen war.

Lennert wohnte außerhalb, er wußte nur die Bauerschaft, Brede. Dort fragte er. Dahn, das sei der Mühlenhof, die Mühle selbst liege am Weg mit den Birken. Der Weg führte um einen großen Teich. An der Mühle stand das Wasserrad still. Es mußte schon lange stillstehen, es war vermoost. Das Wasser schoß aus dem Teich über ein Wehr und floß am Rad vorbei in einen Graben. Er lehnte sein Fahrrad an eine Birke.

Beidseits des Grabens wuchsen Eichen und Buchen. Efeu wucherte an ihnen empor, sie glichen grünen Säulen. Oben ließen sie mit ihren aus dem erstickenden Mantel herausragenden Ästen an hilflose, langsam zu Tode gewürgte Riesen denken. Um den gestauten Teich standen Erlen und Weiden und mit Misteln besetzte Pappeln. Vom zurückliegenden Hof war wegen der Bäume und Büsche hier überall nichts zu sehen. Daß Lennert in so einer Idylle lebte, hatte er nicht erwartet.

Trotz des stehenden Rads lief die Mühle. Er trat auf den freien Platz und sah auf eine typische Mühlenfassade,

drei Türen übereinander, vom Balken in der Giebelspitze die Kette des Sackaufzugs lang herunterhängend. Neben der aufgeschlagenen Tür unten lehnte das Rad, mit dem Lennert immer zur Schule kam. Lennert erschien in der Tür. Er trug eine grüne Arbeitshose und ein grünes Hemd, wie ein Bauer. Er hatte die Hemdsärmel aufgeschlagen. Feiner Mehlstaub lag auf seinen Armen, auf seinen Haaren, auf den Kappen seiner Arbeitsschuhe. Fridtjof erschien er als Mann. Zugleich schoß ihm durch den Kopf: Der gehörte wirklich für die Elite requiriert.

Er stieß auf eine fremde Welt. Eine Welt, von der er nichts geahnt hatte, deren Einfachstes er nicht verstand. Lennert winkte ihm zu kommen. Er schrote, sagte er. Sie tauchten in den Arbeitslärm der Mühle, ein vielfältiges Rattern, Schurren, Klatschen. Lennert trat an eine von oben kommende Röhre, unter der ein voller Sack stand. Er verschloß die Röhre mit einem Schieber, löste die Sackaufhängung und zog den Sack zu anderen vollen an der Wand. Er hängte einen neuen an, öffnete den Schieber.

»Gleich kommt einer«, sagte er Fridtjof ins Ohr, »ich muß fertig werden. Aber das ist der letzte Sack.« Ob er eine Mühle kenne.

Er wies auf einen Klotz von Elektromotor, der setze jetzt alles in Bewegung. Er wies auf die quer durch den Raum gehende Transmissionswelle mit ihren verschieden großen hölzernen Riemenscheiben. Sie sei früher vom Wasserrad angetrieben worden. Zwei Mahlgänge habe die Mühle, für Schrot und für Mehl, der für Mehl sei jetzt nicht ausgelastet, wegen der Kriegskontingentierung. Es gebe noch eine Kornreinigung, eine Beize und eine Haferquetsche. Sie stiegen ins Mittelgeschoß. Die beiden Rümpfe der Mahlgänge glichen flachliegenden großen Trommeln, in die aus einem Trichter und über ein Schüttelbrett das Getreide zwischen die Steine rann.

Eine mannshohe unförmige Kiste nannte Lennert Beutelkiste. In ihr werde das Mehl ausgesiebt. Ein langer Blechkasten fing ohrenbetäubend an zu heulen und erzeugte einen Luftstrom, als Lennert einen Schalter umlegte. »Die Reinigung«, rief er. »Staubt fürchterlich.« Sie stiegen ins dritte Geschoß. Es war mit Kornsäcken vollgestellt, nur ein schmaler Gang blieb. Lennert zeigte auf einen großen Trichter. »Hier wird aufgeschüttet, unten fällt es durch den Schrot- oder Mehl- oder Kleieschacht heraus, im Grunde einfach.« Er zeigte den Mechanismus des Aufzugs, erklärte das Prinzip der Kupplung, das kein anderes sei als das einer Kupplung im Auto, nur viel älter, früher erfunden.

Sie stiegen wieder nach unten. Lennert wies am Schrotgang auf den Rüttelschuh unter dem Mahltrichter, der mit einer Schnur gegen ein wirbelndes Holzrad mit groben Zähnen gezwungen wurde: Das sei das besungene Klappern der Mühle. Draußen klopfte Fridtjof sich ab. Lennert sagte, in einer Mühle staube es. Fridtjof fragte, wieso er die Arbeit mache. Seit dem Tod des alten Dahn fehle ein Mann, sagte Lennert. Sie hätten noch fünfzig Morgen Land.

Fridtjof wunderte sich, daß Lennert seinen Großvater den alten Dahn nannte. Dann platzte es aus ihm heraus: »Du bist zu schade für die Landwirtschaft. Das ist keine Aufgabe für dich.«

Lennert kehrte sich mit einem Ruck von ihm ab. »Bist du geschickt? Wenn ihr mich hier weg Holt, habt ihr die Bauern auf dem Hals und Wegner. Wegner ist der Ortsbauernführer. Sein Korn ist ihm wichtig, glaub mir.«

»Dann soll er sich einen Mann besorgen. Er kann sich ja unter den Polen oder Franzosen umsehen. Du gehörst wirklich woanders hin.«

Lennert blieb von ihm abgekehrt. Es genüge nicht, die Mühle in Gang zu setzen und oben Korn aufzuschütten. Man müsse mit den Bauern Termine absprechen, müsse

buchführen für die Abrechnung, müsse von Zeit zu Zeit rundfahren und kassieren. Ob das ein Kriegsgefangener oder Fremdarbeiter könne. Die Mühle müsse auch ständig beaufsichtigt werden, und zwar von einem, der Ahnung habe. Die Steine dürften nicht aufeinander reiben und nicht zu weit gestellt sein, besonders bei Mehl nicht, sonst sei die Auswertung schlecht, die Bauern rebellierten. Die Steine müßten immer wieder geschärft werden. Zwei Mahlgänge, das seien vier Steine. Die Läufersteine mit dem Hebebaum und der Steinzange abheben und umdrehen, das sei kein Kinderspiel.

»Den richtigen Ersatzmann zu finden oder jemanden anzulernen wär doch Sache von diesem Wegner.«

»Du weißt nicht, von wem du redest. Wegner täte gar nichts. Der verlangte von meinem Vater, daß er alles macht, Landwirtschaft und Mühle. Mein Vater hat aber eine verstümmelte rechte Hand, weißt du das? Nur noch Daumen und kleiner Finger. Wegner würde bloß herumschreien und von Sabotage reden, wenn wir mit Schroten und Reinigen und Beizen nicht nachkämen.«

»Wegner ist nicht der Herrgott, man wendet sich dann eben an den Kreisbauernführer.«

Lennert machte zwei Schritte auf die Mühle zu. »Warum ereiferst du dich so?«

Fridtjof fühlte sich diesem in Männersachen steckenden Kameraden, der für einen Betrieb verantwortlich war, unterlegen, als bloßer Schüler. Das ging auf das Konto seines Vaters. Er sagte: »Ich bin nicht geschickt. Es ist nur schade, daß du hier versauerst. Einer wie du müßte woanders stehen. Wenn gute Leute abseits bleiben, kommen solche wie Posser hoch.«

Posser, den sie Schweinebacke nannten, drückte noch mit einundzwanzig Jahren die Schulbank, aber war Unterbannführer, fast ein hohes Tier. Lennert sah zu Boden, mit starrem Gesicht. Ein Bauer näherte sich mit

Pferd und Wagen. »Der will sein Schrot«, sagte Lennert.
»Ich hab keine Zeit mehr.«
Fridtjof ging ihm nach, sagte: »Ich packe mit an.«
»Es ist nicht schwer. Ich nehme die Sackkarre.«
»Lennert, das hier ist ein Fall für Landhilfe. Ich kann meine Jungs antanzen lassen.«
Lennert lächelte schwach. »Ich überlege es mir. Aber so einfach ist das nicht. Die Bauern werden leicht unangenehm. Die stehen nämlich immer unter Zeitdruck, haben ja meistens nur einen Polen auf dem Hof, der nichts kann und nichts kapiert. Besser wir lassen alles, wie es ist.«

Fridtjof fuhr zurück. Der Nachmittag war schön. Von einer Anhöhe sah er das Land ausgebreitet unter sich liegen, mit akkurat aneinandergefügt Feldern. Einzelne weiße Wolken standen am Himmel, als sähen sie keinen Grund weiterzuziehen. Am Horizont sah er den Kirchturm von Laage, auch die Kugel des Wasserturms und den Schornstein der Kornbrennerei. Er empfand: schönes Land, Heimat, Vaterland. Links der Straße arbeitete ein Bauer im Heu. Ein Mädchen, seine Tochter bestimmt, zog mit einem Pferderechen Schwaden, ihr Vater setzte Heuhaufen. Deutsche Menschen bei der Arbeit. Für das Vaterland sorgend, vom Vaterland beschützt. Ein Bild wie aus einem Bauernkalender. Zwar war der Bauer klein und kurzbeinig. Etwas lächerlich wirkte es sogar, wie er auf seinen Stempeln herumstapfte, in einer weiten, von Trägern gehaltenen steifen Hose, die aus Blech schien und um ihn herum stand. Das Mädchen war größer als der Vater, blond, mit zwei Zöpfen auf dem Rücken. Mutter schöner Kinder konnte sie werden. Ihr und ihren Kindern die Zukunft zu bereiten, hatte das Vaterland sich aufgemacht, waren alle verantwortlich Denkenden und Fühlenden angetreten. Schöne Kinder würden es allerdings nur, wenn das Mädchen den

richtigen Mann heiratete. Hier lag ein Problem. Was, wenn das Mädchen sich blind in irgendeinen kraushaarigen unnordischen Windhund verliebte oder auch nur in so einen Gnom mit kurzen Beinen?

Darüber hatte er schon oft nachgedacht. Es gab viel zuviel Freiheit. Wie konnte man die große Aufgabe angehen, ohne daß alle, ausnahmslos alle, in Verpflichtung genommen wurden, streng, unerbittlich? War je einer zu diesem Bauern gekommen und hatte ihm gesagt, worum es ging? Was glaubte er zum Beispiel, wofür er mit seiner Tochter Heu machte? Würde er gefragt, seine Antwort wäre todsicher: damit seine Tiere und über seine Tiere er mit seiner Familie leben könnten. Wenn man ihm sagte, er müsse jede Arbeit, auch sein Heuen hier auf der Wiese, als Dienst, als seinen Beitrag für das große Ganze auffassen, würde er ein blödes Gesicht machen. Unmündig waren die meisten, kinderhaft in ihrer egozentrischen Einstellung. Man kümmerte sich nicht genug um sie. Dabei wäre totale Mobilisierung nötig, müßte alles Subjektive, Persönliche, Private verbannt sein. Das war es nicht. Ein Lennert entschied, er habe seine Gaben und Talente ins Schroten, Beizen, Mehlmahlen zu stecken. Einer aus dem Reichsnährstand dachte bei seiner Arbeit einzig an sich und seine Familie. Die Kleine auf dem Heurechen träumte vielleicht von einem Kretin, einem Ostarbeiter womöglich, der ihr zugelacht hatte.

Es war Mittwoch. Seine Jungenschaftsführer hatten ihre Befehle. Er mochte aber noch nicht nach Hause zurückkehren, entschloß sich zu einer Kontrolle.

Zeltbau und Lagerfeuer, das machte Spaß, wahrscheinlich waren sie alle erschienen. Ging es um irgendeinen Einsatz, brachte die Hälfte Entschuldigungen an. Lust und Laune, das war ihr Gesetz. Er sah sie schon lachen und springen. Welcher Art diese Begeisterung war, kam sofort heraus, wenn man sie für eine Minute anhielt und

über den Sinn einer Übung befragte. Dann glotzten sie wie erloschen. Er wollte ihnen nicht den Spaß verderben. Er wollte nur ein paar Minuten vom langen Nachmittag auf Vertiefung verwenden. Aber das war ihnen schon zuviel.

Als spielten sie Völkerball, tönte es ihm schon hundert Meter vor dem Jugendheim entgegen. Wie da wohl Unterweisung möglich war. Fertigkeiten sollten beigebracht werden. Die Gruppe von Kranz machte allein den Lärm, tobte in ihrer Ecke. Kranz meinte, sich einiges herausnehmen zu dürfen. Allerdings hatte er auch gute Leute, bei ihm stand das Zelt schon. Gebaut hatten es aber nur die, die das sowieso längst konnten. Statt das Feuermachen ohne Streichhölzer paarweise zu üben, wie er befohlen hatte, sprangen sie über eine meterhohe Flamme, verbrannten den als Vorrat gedachten Holzstoß.

Das Schreien erstarb, als er kam. Er herrschte Kranz an, was hier vor sich gehe. Kranz wies hinter sich. »Das Zelt steht.« Fridtjof befahl zweien, Glut zu reiben.

»Soweit sind wir noch nicht«, sagte Kranz. »Wir haben einen Mutsprung eingeschoben. Wir sind aber weiter als die anderen.«

Fridtjof ignorierte ihn, suchte die Augen der Jungen. Er wußte, daß das nicht korrekt war. »Ihr vertrödelt die Zeit, vergreift euch an unserem Vorratsholz, grölt hier herum und führt euch auf wie die Affen. Wir werden isländische Sagas lesen, Thorstein Stangennarbe, damit ihr lernt, was Art ist.«

»Oder Dreizehnlinden. Elmar, Herr vom Habichtshofe, den ein Feigling von Franke von hinten anschoß.«

Kranz wollte sich profilieren, sein Nachfolger werden. Er sah in die stumpfen Gesichter der Jungen. Sie warteten, daß er ginge und sie weitermachen könnten. So war es immer. Man konnte ihnen nicht beikommen. Sie wollten ihre seitab führenden Trampelpfade nicht verlassen.

»Also, Glutreiben«, sagte er zu Kranz, Blickkontakt vermeidend. Wahrscheinlich kniffen sie sich hinter seinem Rücken ein Auge zu. Ein anderer würde sie schleifen, einen Nachmittag lang Formalausbildung.

Die zweite Jungenschaft nahm Haltung an, er bekam eine tadellose Meldung. Darauf bestand er gar nicht, aber sie meinten es ernst, wollten sich von den anderen abheben.

Er ließ sie weitermachen und ging. Er wußte, er riß nicht mit. Begeistern, heilige Feuer entzünden, ihr Gesetz umstoßen und ihnen ein anderes einpflanzen, das schaffte er nicht.

Lennert machte die Mühle vielleicht nur, weil er klug war. Weil er wußte, daß sich verausgabte, wer Kroppezeug begeistern wollte. Aber ihn würden sie ja anerkennen. Ganz sicher würde er es schaffen, sie zu begeistern und mitzureißen. Dem echten Führer konnte sich niemand entziehen. Lennert würde gar nicht, wie er jetzt, niedergeschlagen nach Hause gehen müssen.

Einige Tage nach seinem Besuch in der Mühle platzte mit hartem Klopfen Karl Posser in die Deutschstunde. Ein Grinsen ging über viele Gesichter, »Schweinebacke« wurde geflüstert. Posser knallte die Hacken, riß den Arm hoch. Ebel hielt nicht viel von solchem Zack und Klack, das war bekannt. Fridtjof argwöhnte, daß er überhaupt in Opposition stand. Er bedauerte das. Er schätzte das Vornehme an Ebel, die strenge, schnörkellose Sachlichkeit seines Unterrichts. Ebel, an der Fensterbank lehend und die Klasse konzentriert, Kinn in der Hand, über den Armen Heinrich vernehmend, unterbrach sich, richtete seinen ruhigen Blick auf Posser und fragte, ohne den Gruß auch nur mit einem Kopfnicken zu erwidern, was es gebe.

Sofort herrschte knisternde Spannung im Raum. Posser ließ keine Gelegenheit aus, seine Position herauszukehren. Immer erschien er in Uniform. Seinen Gruß unerwidert zu lassen war mutig. Posser verzögerte seine Worte um einen winzigen Moment. So beschränkt er war, aufs Drohen wie aufs Spürenlassen und Auskosten von Macht verstand er sich.

»Entschuldigung«, schmettete er, »es werden Leute für die Viehzählung gebraucht.«

Ebel, so leise wie Posser laut, antwortete: »Muß dafür der Unterricht unterbrochen werden?«

Prompt kam es: »Ja! Kamerad Wegner wartet unten. Sie sitzen auf dem Amt und organisieren die Sache. Deshalb muß er gleich die Leute haben.«

Posser tat gern, als verkehre er mit bestallten Leuten wie mit seinesgleichen. Ebel wandte sich an die Klasse. »Da hat Herr Heinrich zurückzustehen, die Geschäfte seiner Meierei gehen vor.«

Die Klasse grinste. Posser setzte eine drohende Miene auf.

»Also, wer wohnt in der Bauerschaft und kennt die Klutentreter? Lennert, du. Such dir einen, der mit dir geht, ihr müßt zu zweit sein. Weiter, wer noch?«

Fridtjof sah Lennert an. Lennert hatte doch die Mühle als Entschuldigung und durfte gerade auf diesen Wegner rechnen. Lennert meldete sich erst, als Posser die Bauerschaften auf seinem Zettel durchhatte. Er sei schon im Einsatz, die Mühle in Brede. Wegner wisse Bescheid und werde ihn nicht freistellen.

»Dann gehst du eben abends rund. Kannst am Nachmittag bei deinen Kornsäcken bleiben. Deinen Arsch sonstwohin zu bewegen, hast du ja nicht nötig.«

»Jetzt«, sagte Ebel, beinahe flüsternd, wohlartikulierte, »wollen wir alle unseren Arsch pflichtgemäß weiterbewegen, Herrn Heinrich lassen wir den seinen von der Meierei zurück auf seine Ritterburg heben.«

Posser strengte sich an, den Affront zu erkennen. »Schweinebacke, mit Zwiebelringen und Senf«, flüsterte es hinter Fridtjof. Posser riß den Arm hoch, knallte die Hacken. Ebel lächelte, hob sein Reclamheftchen ein wenig und sagte, mit gedämpfter Stimme: »Danke, Herr Posser.« Fridtjof bewunderte ihn und spürte das Herzklopfen, das Ebel wahrscheinlich gar nicht hatte.

Er erwartete, daß Lennert wegen der Viehzählung an ihn herantrat. Aber Lennert sprach ihn nicht an, wandte sich an niemanden. Seine Mutter sagte: »Warum bietest du dich nicht von dir aus an?« Wieder ärgerte er sich. Ihm schien selbst, daß er zu passiv blieb, statt von sich aus zu handeln. Das war unmännlich. Er warf sich auf sein Rad. In der Mühle rief er Lennerts Namen. Der Sack unterm Schrotschacht konnte erst gerade angehängt worden sein, er war noch leer. Es roch gut nach dem warmen Schrot. Die Eisennaht des Haupttreibriemens klatschte an die Riemenscheibe des Motors. Er rief noch einmal, in das Brummen, Rattern, Rumpeln hinein. Die Stufen der Treppe nach oben waren ausgetreten, jede wies vom jahrzehntelangen Auf und Ab von Müllerfüßen zwei nebeneinanderliegende Mulden auf. Er stieg ins Mittelschoß, stieg ganz nach oben. Erst als er aus der Mühle trat, fiel ihm auf, daß das Rad nicht neben der Tür lehnte.

Lennert konnte auf dem Hof sein, es war vier Uhr, Vesperzeit. Fridtjof überlegte zu warten. Er hörte seine Mutter: Fried, warum warten? Fahr doch hin. Der Weg bog sich durch Buschwald, zweihundert Meter. Der Hof lag wie in einem Jenseits zur Welt. Fridtjof sah eine Scheune, einen Schirmschuppen mit Geräten, vor sich das langgestreckte Bauernhaus. Das Tennentor stand offen, Hühner spazierten aus und ein. Er mochte dort nicht eintreten. Er rief laut Lennerts Namen. Ein unartikulierter Laut, ein Röhren, das aber nicht von einem

Tier stammen konnte, zog ihn um ein Holundergebüsch. Er stieß auf den Mühlenbach und auf eine breite Bohlenbrücke. Ein Tor, mit dem die Brücke versperrt werden konnte, eine fast zwei Meter hohe Bretterwand, stand weit offen. Jenseits des Baches war wieder nur Gebüsch. Gestutzt, beschnitten, gerodet wurde hier offenbar nichts, der Hof war vollkommen zugewachsen.

Er hörte wieder das Röhren oder Heulen. Dann sah er ein Mädchen von vielleicht acht Jahren am anderen Ende der Brücke. Es schob sich, ans Geländer gedrückt, Schrittchen für Schrittchen auf ihn zu. Es schielte stark, hielt die Fäuste vor den Mund.

»Wo ist Lennert?« fragte Fridtjof.

Das Mädchen zischelte und jappte hinter den Fäusten, sah zurück, als hielte sich noch jemand im Gesträuch nahe der Brücke versteckt.

»Wo ist Lennert?« fragte er.

Das Mädchen war vielleicht taub, es reagierte überhaupt nicht. Dann merkte er, daß es schwachsinnig war. Es zeigte mit dem Finger auf ihn, wandte sich zu dem im Gebüsch und rief: »Jus, Mann! Da, Mann!« Es machte zwei Ausfallschritte auf ihn zu, wie um zu probieren, ob er stehenbleibe, und keckerte ihn an: »Ickakari! Ickakari!«

»Wo ist Lennert?« fragte er.

»Ickakari!« keckerte das Mädchen, auf sich zeigend. Es wandte sich zum Versteckten jenseits der Brücke, schickte ihm ein dumpfes Heulen hinüber, fiel in ein krampfes Hecheln und Japsen.

Ein scharfes »Kari!« ließ das Kind sich herumwerfen und zur Brücke zurücklaufen. Lennert jagte heran, eine Hacke quer vor sich auf dem Lenker. Er warf das Rad zu Boden und schrie, wie außer sich: »Kari!«

Lennert trug das mehlbestäubte grüne Arbeitszeug, seine Schuhe waren jetzt erdverschmutzt. Fridtjof staunte, daß er so zornig werden konnte. Das Mädchen polterte über

die Brücke, Arme und Beine werfend, und röhre: »Jus, Mann! Jus! Da, Mann! Oooh. Da, Mann.« Für einen Moment erschien ein Jungengesicht im Grün der Büsche. Das Mädchen hob in Höhe Lennerts die Arme über den Kopf, wie um einen Schlag zu parieren. Lennert hob tatsächlich die Hacke. Das Mädchen warf sich ins Gebüsch, brach wie ein Tier hindurch und jauchzte: »Da, Mann! Da, Mann, Jus! Oooh!« Lennert kam mit hängendem Kopf über die Brücke, das Rad am Lenker. »Besuch«, murmelte er, »außer Rand und Band.« Er sah nicht auf und hielt nicht an. Fridtjof mußte Schritte machen, um nicht zurückzubleiben. Auf halbem Weg zur Mühle machte Lennert unvermittelt Front gegen ihn. »Was führt dich heute wieder zu uns?« »Die Viehzählung«, sagte Fridtjof.

Fridtjof besuchte seine Jungenschaften. Er konnte sogar Kranz ansehen und anhören. Die allgemeine Aufregung steckte ihn an, nachdem er ihr erst nüchtern gegenübergestanden hatte. Er meinte plötzlich, von einer Einschnürung frei zu sein. Als habe er lange Zeit zu flach geatmet und bekomme jetzt endlich wieder Luft. Abends saß er mit in der Runde vor Broses Zelt. Wieder hieß es, so müsse es der Rußki haben, auch der Tommy und der Ami unten in Italien. »Zwei Dutzend von solchen wie unser Ritterkreuzträger, und wir wären bald wieder in Moskau«, tönte Posser. »In einer Woche hätten wir Sizilien zurück, in zwei Tunis.« Sie berauschten sich, was war dabei? Zum Großen gehörte Begeisterung. Ohne Begeisterung krauterte man nur. Um zehn am Morgen kam der Ritterkreuzträger. Sie brachten ihn im offenen Mercedes. Zwei Offiziere, in der eindrucksvollen schwarzen Uniform, saßen ihm zur

Seite. Der Ritterkreuzträger stand auf im Wagen und hob den rechten Arm, als sie den Triumphbogen passierten. Im selben Augenblick wurden bei den beiden Hauptzelten die Trommeln geschlagen. Das Lager stand in Formationen zu beiden Seiten der Schneise, mit erhobenem Arm. Den Trommeln folgten Fanfaren.

Der Ritterkreuzträger nahm alles mit verlegenem Lächeln entgegen. Er war ein Bruder von Brose, aber er war nicht wie Brose, war ganz anders, ein Soldat, ein Kämpfer. Die Begrüßung durch Brose handelte von Tapferkeit, Ehre, Pflicht, Hingabe. Der Ritterkreuzträger schien nicht zuzuhören. Er ließ die Augen über die Reihen vor sich gehen, dachte vielleicht daran, daß er einmal selber Pimpf gewesen war, der von dem träumte, was er jetzt hier darstellte. Oder er dachte an das, was gestern, vorgestern noch gewesen war und was übermorgen wieder für ihn sein würde. Wer aus dem Räderwerk des Kriegs kam, wer mit dem Tod vor Augen lebte, den erreichte kein Gewäsch mehr. Das Gebrüll der Schlacht, das Gewicht der Entscheidungen, die ein Führer zu treffen hatte, tötete ab gegen Nichtigkeiten, machte einsam und überlegen. Er sollte ein Wort der Begrüßung sagen. Während Brose immer nur von »unserem Ritterkreuzträger« geredet hatte, sagte er schlicht »mein Bruder«. Er freute sich auf die zwei Tage im Lager. Danach lächelte er verlegen, aber doch auch gar nicht verlegen, eher ausweichend.

Am Nachmittag sollte er dem versammelten Lager einen Bericht von der Schlacht geben, der Schlacht von Orel, seiner Schlacht. Er stand zögernd auf, trat wie unsicher auf das Podest, das man am Vortag für ihn gezimmert hatte, rückte an seiner Mütze, sah mit seinem bagatellisierenden Lächeln auf die Ordnung der Jungen vor sich. Sie hätten eine Anhöhe zu halten gehabt und sich eingegraben, sagte er. Dann seien die Russen an ihnen vorbei-

gerasselt, sie hätten sie aufs Korn genommen. Schnell laden, gut zielen und natürlich treffen, das sei die ganze Kunst gewesen.

Er sah auf seinen Bruder, auf die beiden Schwarzen, die ihm wie Diener, aber auch wie Wächter mitgegeben schienen, und grinste. Ihm fiel offensichtlich nicht mehr ein. Fridtjof frohlockte. Das war nordische Art. Genauso hätte er es gemacht. Brose sprang auf.

»Aber doch nicht so harmlos. Sonst könnte sich ja jeder im Manöver sein Ritterkreuz holen. Ihr habt Verluste gehabt, dein Zug ist stark dezimiert worden. Den Kampflauf im einzelnen, wenn ich bitten darf.«

Der Ritterkreuzträger rückte an seiner Mütze. »Das ist Sache der Kriegsberichte. Eine Granate ist eine Granate, beim Iwan wie überall. Geht sie vorbei, vergißt man sie, geht sie nicht vorbei, hat man Pech gehabt. Da gibt's nicht viel zu erzählen.«

Jetzt, empfand Fridtjof, hätte Applaus aufbranden müssen. Warum riß es sie nicht hoch, jubelten sie nicht? Sie saßen da und machten Gesichter, als seien sie betrogen. Brose schien der Meinung, sein Bruder halte einen Kontrakt nicht ein. Nur die beiden Schwarzen schienen zu verstehen. Ihre Uniform glich weniger einem soldatischen Dienstanzug als einer Livree oder einem Ornat. Der eine setzte seine Mütze mit dem Emblem über dem Schirm auf, etwas schräg, und trat aufs Podest. Wahrscheinlich war er ähnlich verwegen wie der Ritterkreuzträger. Das Emblem kam Fridtjof wie ein Ordenszeichen vor, ein Weihezeichen, eine Kennung, die sagte, daß ihr Träger im Dienst eines Äußersten, Strengsten stand. Er wußte in diesem Augenblick, daß auch er gern so ein Ornat tragen, mit einer solchen Kennung versehen sein würde.

Der Schwarze sah in die Runde, sagte: »Ihr habt eine spannende Erzählung erwartet. Eine Landser- und Heldengeschichte. Wozu läßt man sonst einen erfolgreichen

Krieger ein? Ein Krieger ist aber kein Unterhaltungskünstler. Ein Krieger ist ein Mann der Tat. Er redet nicht, er handelt. Er läßt die Faust sprechen. Wer führt ihm die Faust? Etwa der Befehl von oben? Bloßer Gehorsam macht keinen Helden. Der wahre Krieger ist ein Besessener. Er ist besessen von einer Aufgabe, einem Ziel. Besessenheit macht ihn zum Berserker, unwiderstehlich, rücksichtslos. Rücksichtslos aber vor allem auch gegen sich selbst, ihr meine jungen Herren! Gegen das eigene Ich, das gehätschelte, dem man so gerne nachgibt. Lernt alles nur Persönliche hassen. Macht euch fanatisch. Heiliger Fanatismus! Dafür muß euer Ich sterben. Gebt ihm den Tod. Gebt allem den Tod, woran ihr hängt. Ausbrennen lassen müßt ihr euch, von heißem Feuer. Feuer macht Eisen zu Stahl. Sprechen wir ruhig von Opfergang. Einäscherung unseres schwer ausrottbaren Egoismus. Da hört die Gemütlichkeit auf, ihr Herren. Ihr werdet umgekrempelt, vollständig, wie ein Handschuh. Wer es mit Mauschelei, Halbheiten, Kompromissen versucht, kommt nicht durch. Nur absolute Unbedingtheit schafft es, Radikalität, die alles dransetzt und nichts Privates, Persönliches mehr gelten läßt. Aber danach, nach dieser Radikalkur, hat jeder von euch den Teufel im Leib und ist ein Übermensch. So sieht einer aus, der das geschafft hat.«

Er wies auf den Ritterkreuzträger. Der sah zur Seite, lächelte gequält und schien ein »Hör auf!« unterdrücken zu müssen.

»Mit dem Teufel im Leib ist man zu allem fähig. Dann kann man alles. Einem kleinen Franzmann, einem dreckigen Iwan erscheint man dann natürlich nicht mehr als Mensch, sondern als der Leibhaftige selbst. Die Pfaffen haben von diesen Dingen schon immer gewußt. Darum heißt es bei ihnen: Wer sein Leben liebt, der verliert es, wer es aber hingibt für die Idee, der gewinnt es. Sie

verlangen, daß ihr bereit seid, Vater und Mutter zu verlassen und alles zu opfern, was euch lieb ist. Nur wollen sie keine Helden aus euch machen, sondern Waschlappen, Marionetten, die nach ihrer Pfeife tanzen. Aber darin haben sie recht, daß ein neuer Mensch wird und sich nicht wiedererkennt, wer konsequent alles hinter sich läßt. Ohne die Verdienste unseres Ritterkreuzträgers schmälern zu wollen, sage ich euch, ihr alle könntet Ritterkreuzträger werden. Ihr alle habt das Zeug zum Helden. Nicht dreiundzwanzig abgeschossene Panzer sind dafür die Voraussetzung, sondern der Teufel im Leib. Macht euch unbedingt, macht euch fanatisch. Wieviel Panzer einer erledigt, ist dann nicht mehr so wichtig.«

Alle applaudierten. Die Führer standen auf, das ganze Lager erhob sich. Der Schwarze schien allen aus der Seele gesprochen zu haben. Als kannten sie alle den Opfergang, von dem er gesprochen hatte, oder seien alle, ohne Ausnahme, bereit, ihn sofort anzutreten. Das konnte nicht die Wahrheit sein. Wie viele wären ehrlicher, wenn sie stumm blieben. Fridtjof mußte sich zwingen zu klatschen, er wäre lieber stumm geblieben.

Die vorbereiteten Spiele und Wettkämpfe folgten, man legte das lange Tau aus. Der Ritterkreuzträger beugte sich zu seinem Bruder, fragte ihn nach Familiärem. Die beiden Livrierten standen in einem Kreis, warben für ihren Orden. Fridtjof wagte nicht, zu ihnen zu treten. Gehörte er denn zu denen, die bereit waren, durchs läuternde Feuer zu gehen, ihr gehätscheltes Ich zu verbrennen? Hätte Lennert gesagt: »Sei mein Freund«, wäre Dahn so freundlich zu ihm gewesen, wie er es nicht gewesen war, befände er sich gar nicht hier. Bei ihnen säße er. Vielleicht am Bienenhaus, neben dem Wasserkopf, hielte ihm die Hände fest, damit er nicht vor Kari in seiner Hose rührte, oder wehrte Kari selbst ab, die sich an ihn werfen, ihm auf die Schenkel und sonstwohin pat-schen wollte. Oder säße am Kaffeetisch, hörte sich

Dahns Ausfälle an, sein Reden von Spuk und Bäumen, die nicht in den Himmel wachsen. Würde einer von denen im Ornat ihn ansehen, würde er wahrscheinlich stutzen, auf ihn zeigen und ausrufen: Was ist das? Ein falscher Fuffziger!

Beim Fahnenappell am Abend stand er hinter dem Ritterkreuzträger und den Schwarzen. Wie alle drei ihre Mützen leicht schräg trugen, unvorschriftsmäßig, genaugenommen. Wie ihre Mützenteller nach hinten schlaff absanken, an Pfannkuchen erinnernd. Sie durften das, innen waren sie in der Richte. Hätte man sie aufklappen können wie einen Flügelaltar, würde es jedem, der in sie hineinsah, ein Ah! entlocken. Ihre Mützen standen vorn auf, trugen das Hoheitszeichen, den Adler. Bei denen im Ornat prangte unter dem Adler bleckend und unheimlich das Emblem, das Zeichen ihrer Ausgesondertheit, Reserviertheit fürs Größte, Höchste. Es schien Fridtjof dem Brand eines edlen Gestüts gleich, Züchtung und Auslese garantierend, nur dem reinsten Material gewährt. Er fragte sich, ob er sich nicht alles längst verscherzt habe.

In der Dämmerung begannen vor allen Zelten die Feuer zu brennen. Es wurden Kartoffeln gegart, Apfelscheiben auf flachen Steinen gebraten. Man hörte Klampfen, ein Akkordeon, Mundharmonikas. Es wurde gesungen. Fridtjof durfte mit in der großen Runde vor den Hauptzelten sitzen. Es gab Bier, für die Gäste auch Cognac. Der Ritterkreuzträger erzählte jetzt doch etwas. Fridtjof bekam mit, daß er sagte, die Russen seien durchaus imstande, ordentliche Panzer zu bauen. »Auch ein blindes Huhn findet mal ein Korn«, schrie Posser. Ihr T34 könne sehr wohl Respekt einflößen, sagte der Ritterkreuzträger, sogar das Fürchten lehren. Posser schrie: »In die Sümpfe werden sie trotzdem gejagt.« Der Ritterkreuzträger lächelte schwach, sah zur Seite. Das war Art.

Fridtjof trank sein Bild. Plötzlich sah der Ritterkreuzträger ihn an, aufmerksam, ganz direkt, über das niedrig gehaltene Feuer in der Mitte hinweg.

Fridtjof verließ die Runde, das Lager, setzte sich abseits. Sie mochten alle weit davon entfernt sein, den Teufel im Leib zu haben. Kaum einer mochte je dahin kommen, auch nur zu ahnen, was Unbedingtheit, heiliger Fanatismus bedeuteten. Das rechtfertigte ihn nicht. Er wußte, wovon der im schwarzen Ornat gesprochen hatte. Wenn jemand ihn verstanden hatte, dann er. Er hätte aufs Podest treten, in seinem Sinne fortfahren können: Das wirkliche Opfer verlangt immer das Äußerste, nichts anderes, nicht weniger. Nur was schwer wird, zählt. Was am schwersten wird, zählt letztlich allein. Nur wenn es wie Selbstentlebung, wie Harakiri ist, opfert man wirklich. Nur so wird man die Ichheit los, die immer nur will, was ihr gefällt, was sie sich in den Kopf gesetzt hat. Falscher Fußziger, das hatte im Blick des Ritterkreuzträgers gelegen, vielleicht ihm selber unbewußt.

Er ging auf ein Birkenwäldchen zu. Die Stämme leuchteten in der Dämmerung, wie von innen heraus. Als begänne mit ihnen eine andere Welt, eine sanfte, schöne Mondlichtwelt, die das Harte des Tags nicht kannte. Das war Täuschung. Was er sah, war nicht jenseits, nicht unwirklich, war diese Welt. War das schöne Land, das längst bereit war und wartete, sehnsüchtig auf die ihm gemäßen Menschen wartete, auf Geläuterte, die das Brandzeichen höchster Reinheit und Qualität trugen oder zu tragen würdig wären.

Posser trat ihm aus dem Wäldchen entgegen, hakte sein Koppel zu, zog sich den Schulterriemen zurecht.

»Wo schleichst du herum, mein Freund? Du bist den ganzen Tag schon so still.«

Fridtjof konnte nur Freundlichkeit aus seinen Worten hören. Posser war ein Landsknecht, ja, ein Rabauke, aber vielleicht nur, weil er sich trotz Uniform und Rang in

Wahrheit so leicht unsicher und unterlegen fühlte. Etwa gegenüber einem Ritterkreuzträger, der nur wenig älter als er und doch schon so viel mehr war. Oder gegenüber einem Intellektuellen wie Ebel. Unabhängig von seiner Funktion, als Kamerad und Mensch, wollte ihn ja niemand ernst nehmen. Aber jetzt lag etwas wie Besorgtheit in seinem Blick.

»Wo bist du in Gedanken? Noch in der Mühle, was? Die Dahns da hinterm Wald müssen mehr zu bieten haben als wir.«

»Nein, das ist nicht so!« schrie Fridtjof.

Posser schrak auf, betrachtete ihn. »Nana, ich glaub, wir müssen einen trinken. Irgendwas stimmt nicht mit dir.« Fridtjof klappte die Hacken, nahm Haltung an. Er spürte den Taumel im Kopf, den er als Pimpf bei einem Mutsprung erlebt hatte. Hinauf aufs Fünfmeterbrett hatte ihn sein Wille getrieben. Als dann das Becken wie eine Pfütze, die er leicht überspringen zu können meinte, tief unter ihm lag, war kein Wille, kein Gefühl, nichts mehr in ihm gewesen, nur ein Wanken im Kopf. So daß der Sprung nicht eigentlich sein Sprung gewesen, er nur hinuntergezwungen worden war, von den Augen der Kameraden, die ihn beobachteten, oder vom »Los doch!« des Jungzugführers.

»Unterbannführer —« Der Hals knallte ihm mit hörbarem Schließgeräusch zu, er geriet auf dem erhöhten Mittelstreifen des Wegs aus dem Gleichgewicht, mußte einen Schritt tun.

»Was hast du?« sagte Posser. »Was baust du denn hier Männchen?« Nach einem Augenblick dann, väterlich: »Sachte, Mann, sachte. Du bist ja völlig aus dem Häuschen.«

»Unterbannführer, etwas Dienstliches, sofort —« Wieder sprang ihm ein Klick aus dem Mund und war sein Hals zu.

Posser schüttelte ihn, tatschte ihm die Backen. Fridtjof trat zurück, klappte die Hacken. Posser wartete einen Moment mit einfältigem Gesicht. Der Hals war zu, es kam nichts.

»Ruhig, Mann, ganz ruhig«, sagte Posser. »Hol erst mal tief Luft. So schlimm kann's doch nicht sein. Dir wird nicht der Kopf abgerissen, egal, was es ist. Wart einen Augenblick, dann schieß los. Kannst dem Papa alles anvertrauen.«

Er legte ihm einen Arm um die Schulter.

Auszug aus »Der Hunne am Tor«

Er legte das Buch auf den Küchentisch zurück. Rixa hatte nur gesagt: fahre, suche. Nichts über das Wo und Wie. Er lauschte, nach draußen, auf die Stille im Haus, in sich hinein. Er entdeckte, daß eine fertige Vorstellung in ihm lag: telefonisch bei Ämtern, Archiven, Dokumentationszentralen anfragen, sich weiterleiten lassen, bis er zu der Stelle käme, die den Namen Dahn in ihrer Kartei führte und ihm den Eintrag vorläse. Das ist zu einfach, hörte er Rixa. Hörte seine Mutter: Fried! Mach dich auf die Socken.

Er suchte sich die Nummer des Einwohnermeldeamtes in Laage, meldete sich mit Schäfer, fragte nach den Dahns. Die Angestellte fand den Namen nicht. Wenn es sich um eine ehemalige Laager Familie handele, solle er sich an den Heimatverein wenden, Herrn Krispien.

Er rief diesen Krispien an, wieder als Schäfer. Krispien schien alt und krank, hustete, atmete asthmatisch. Die Dahns habe es gegeben, sie hätten den Mühlenhof in der Bauerschaft Brede gehabt. Um dreiundvierzig sei die ganze Familie abgeholt worden. Danach seien Hof und Mühle an repatriierte Volksdeutsche gegangen, Klippensteins. Der Hof sei heute ein Pferdebetrieb mit gutgehendem Bauerncafé, die Mühle sei Museum des Heimatvereins.

»Abgeholt, dreiundvierzig, die ganze Familie«, sagte Fridtjof.

Ja, alle. Zurückgekehrt sei keiner. Er wisse nicht, was vorgefallen sei. Nur soviel wisse er, daß dieser Dahn, Stefan Dahn, alter Sozialdemokrat gewesen sei und den damaligen Herren die Gefolgschaft verweigert habe. Es habe noch einen zweiten Dahn gegeben, einen Bruder Georg, der schon früh von Laage weggegangen sei. Wan-

derschaft bis nach Rom, dann in Breslau hängengeblieben. Er habe sich eine Frau aus Laage geholt, Dora Weinberger, auch alte Familie.

»Aber Juden«, sagte Fridtjof.

Ah, das wisse er? Textilgeschäft. Die Weinbergers seien so klug genug gewesen, rechtzeitig zu verkaufen und auszuwandern. Die Tochter Dora sei natürlich bei Georg Dahn in Breslau geblieben. Von diesen Weinbergers sei im Augenblick einer auf Einladung der Stadt in Laage, Daniel, in Israel ein bekannter Journalist. Sein neuestes Buch sei übersetzt, er werde in Laage daraus lesen.

»Wann?«

»Morgen abend, in der Buchhandlung Sommer.«

Krispien wußte offensichtlich nichts von Dahns Heimlichkeiten, den versteckten Kreaturen. Wußte nicht, daß Stefan Dahn einen Sohn seines Bruders Georg und der Dora Weinberger adoptiert und als reinrassig ausgegeben hatte. Leonhard, von allen Lennert, Lenni gerufen. Fridtjof rief Helge an und sagte, daß er kommen wolle. Er mußte mehrmals wiederholen: noch an diesem Abend, für mehrere Tage. Helge begann zu weinen, rief: »Wieso denn, Vater, wieso auf einmal? So plötzlich? Wo du doch noch nie hier warst.« Ob das mit Friedhelm Zusammenhänge. Er sagte, mit Fried sei nichts.

In der Garage legte er statt des Rückwärtsgangs den ersten Gang ein, der Wagen machte einen Satz in Methis Eimer und Gartengeräte hinein. Hacken und Harken fielen ihm auf die Motorhaube. Momenthaft fühlte er sich überfallen und attackiert. Als wollte ihm jemand sagen: Vergiß mich nicht, ich bin noch da. Er merkte, daß er, wenn er sich nicht zusammennahm, rote Ampeln überfuhr. Er sah während der ganzen Fahrt das Haus vor sich. Das Haus seiner Eltern, seiner Kindheit, das er seit damals nicht mehr gesehen hatte.

Anderthalb Stunden brauche man, hatte Helge gesagt, er brauchte zwei. Trotzdem ging es schnell. Das Ortsschild flammte ihm in die Augen. Er kam an die Ecke, an der das Haus sichtbar wurde, er hielt vor dem Haus. Die Haustür ging auf, noch ehe er sie erreichte. Helge trat vor, breitete die Arme aus. Eine Helge, die mit ausgebreiteten Armen und nassen Augen auf jemanden zugeht, kannte er nicht.

»Spät kommst du, doch du kommst«, sagte sie.

Er folgte ihr ins Haus. Sein Kopf blieb klar, seine Füße setzten fest auf, er war sich seiner Knie sicher. Die Benommenheit, die er befürchtet hatte, blieb aus. Nur Worte fehlten ihm. Helge war aufgeregt, plapperte etwas. Als er stehenblieb, die Augen wandern ließ, brach sie ab.

»Du mußt dich erst umsehen«, sagte sie.

Sie faßte ihn unter, zog ihn fest an sich, auch etwas, das sie noch nie getan hatte, und führte ihn. Er sah in das Zimmer, das das Schlafzimmer seiner Eltern gewesen war, in das Arbeitszimmer seines Vaters, das jetzt Friedhelm gehörte, in die Küche. Als sie hinaufstiegen zu seinem Zimmer, das jetzt als Gästezimmer diente, meinte er, seine Füße seien noch mit der Treppe vertraut. Nicht er, aber seine Füße erlebten Heimkehr. Im Zimmer stand sein alter Schrank. Wie der Schlüssel im Schloß mehr hing als steckte, seine Augen erkannten es wieder. Er starrte den Schrank an, ob ein Rufen, Winken von ihm ausgehe.

Helge meinte, er könne aus Bewegtheit nichts sagen, streichelte seinen Arm. Nun werde alles gut. Für die beiden Alten leider zu spät. Ihr größter Wunsch sei es gewesen, daß er sie besuche, wieder in ihr Haus trete. Den habe er ihnen nicht erfüllt, aber jetzt sei er ja da, endlich. Sie führte ihn nach draußen, sagte, der Garten sei nicht mehr der seiner Mutter, das verstehe er. Sie hatte eine Rasenfläche angelegt, wo seine Mutter Gemüse angebaut

hatte. Er lenkte in die Ecke hinten, wo früher der Kompost gewesen war, von Beerensträuchern verdeckt. Dort hatte er gehockt, als es geschehen war, Stunden, halbe Tage, von niemandem gerufen. Jetzt war dort ein Sitzplatz, ein runder Tisch mit umlaufender Bank unter einem Dach auf Pfosten.

Es wurde bald schwierig. Für Helge war er Besuch, mit Besuch saß man und unterhielt sich, erzählte und bekam erzählt. Er blieb stumm. Sie gab sich verständnisvoll.

»Laß dich ein paar Tage oder Wochen von mir verwöhnen. Du hast noch nie Urlaub gemacht.«

Sie fragte nach Friedhelm. Rixa habe ihr gesagt, sie sehe sie Sport treiben, allerdings Sport, der wie Schwerarbeit sei. Wie lange man sie denn bei ihren Spielchen in Ruhe lassen solle. Die Schule beginne bald wieder, Fried habe vor den Ferien schon einige Wochen gefehlt.

Er hörte Rixas »Laß dich nicht ablenken« und antwortete nur mit einem Schulterheben. Helge war auf dem Punkt, ungehalten zu werden. Er sah es, folgte ihr, als sie in die Küche ging. Er sei etwas benommen, sie müsse entschuldigen. Nach dem Abendbrot drohte neue Spannung. Sie legte ein Fotoalbum auf den Tisch, das sie von den Großeltern hatte, und bat ihn, von früher zu erzählen. Er hielt sich eine Hand vor die Augen und drehte sich weg, als er sich als I-Männchen sah.

Sie sagte: »Ich denke, du willst Frieden schließen mit deiner Vergangenheit?«

»Auf Fotos ist alles so gewesen und vorbei. Wie im Märchen: Es war einmal. Tu sie weg.«

Sie schlug das Album zu, sagte: »Wie willst du ins reine kommen, wenn du dir nicht mal ein Kinderbild ansehen kannst?«

Er fragte sich, warum er sich bei dem, was er vorhatte, nicht ein Hotel genommen hatte. Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen. Helge überwand sich, erzählte von der Schule, vom Unterrichtsalltag, vom Kollegium,

von ihren Aussichten auf den Oberstudienrat. Sie fragte ihn, ob ihn sein altes Gymnasium interessiere, ob sie es ihm in den nächsten Tagen einmal zeigen solle. Auf sein heftiges Kopfschütteln schwieg sie.

Am Morgen sagte er, er sei noch immer etwas durcheinander. Das beste sei, sie überlasse ihn sich selbst, kümmer sich gar nicht um ihn.

»Gut«, sagte sie. »Stelle ich zurück, was ich mir ausgedacht habe.«

Er ging in den Garten, in seine Ecke, dann in die Stadt, die Buchhandlung zu suchen. Er kam am Krankenhaus vorbei. Der ursprüngliche Bau, Reich seines Vaters, stand jetzt gequetscht zwischen Erweiterungen links und rechts und einem rückwärtig angefügten Flügel. Sein Vater hatte gehofft, er werde nach Studium und Assistenzzeit zu ihm stoßen, später übernehmen. Ein Beese steht vor der Abteilung, nicht als Muschkote im Glied. Hinter dem letzten Glied, an einem Unort für seinen Vater, hatte er ein Leben lang gestanden.

Er sah das Jugendheim, wo er Führer gewesen war, wo er Pimpfe fürs heilige Vaterland hatte begeistern wollen. In den Fenstern klebten kindliche Malereien und Ausschneidearbeiten. Drei Mädchen oder junge Frauen standen im Geschrei und Gewusel kleiner Kinder und beaufsichtigten Kuchenbacken im Sandkasten, Rutschen von einer Rutschbahn. Er hatte dort Zeltbau, Feuer machen ohne Zündhölzer, »Flamme empor« befohlen. Er fand die Buchhandlung Sommer am Marktplatz, der jetzt verkehrsfreie Zone war, mit Hochbeeten und einem plätschernden Brunnen. Im Schaufenster hing die Ankündigung der Lesung und ein Foto des Autors. Weinberger hatte ein großes, fleischiges Gesicht, die Stirn war von senkrechten Furchen wie von Schmissen gekerbt, das starke Kinn geteilt. Die zurückgekämmten fahlblonden Haare sanken ihm auf die Ohren. Weinberger

schmunzelte, als habe er gerade zu dem Fotografierenden gesagt, mach's nicht so spannend. Er stand in einer hellen Windjacke vor einem Anhänger mit Apfelsinen, den rechten Ellbogen auf eine Bordwand gelegt. Die hängende breite Hand hielt eine Zigarette. Es schien eine Hand, die entspannt und vergessen herabhängen durfte, weil sie zupacken konnte.

Fridtjof sah zur Seite auf das Rathaus und stutzte. Damals, wenn man den Marktplatz überquerte und das Rathaus links hatte, lief man genau auf die Dienststelle des Ortsgruppenleiters zu. Er trat ein Stück zurück, sah zwischen Rathaus und Buchhandlung hin und her. Die Buchhandlung war die frühere Parteidienststelle.

Auf dem Rückweg ging er am Haus der Weinbergers vorbei. Er kannte es ja, entsann sich, daß seine Mutter dort einmal etwas gekauft hatte. Daß das Textilgeschäft irgendwann einem Laager Kaufmann gehörte, hatte er auch mitbekommen. Jetzt hing die Tafel eines Rechtsanwalts und Notars am Eingang. Prangte dort, als wollte der Besitzer sagen, daß für ihn nur das Jetzt gelte und er mit der Geschichte des Hauses nichts zu tun habe. Das war Unsinn. Andererseits mußte dieser Notar von der Geschichte des Hauses wissen. Daß er dann seine große weiße Tafel ohne eine zweite hatte anbringen können, auf der er über das, was mit diesem Haus war, informierte. Er hätte ja nicht anklagen, nicht Bedauern zum Ausdruck bringen müssen, nur die Tatsachen bekanntgeben. »Dann müßte am Haus der Beeses auch eine Tafel hängen«, sagte die Stimme, die er immer fürchten mußte.

Helge fragte mittags, ob sie am Nachmittag eine Spazierfahrt machen sollten, zu einem Bauerncafé, und reagierte gereizt, als er stotterte, das gehe nicht. Einen Augenblick schien ihm möglich, daß sie rief: Herrgott, bist du ein Lama.

Er lag nach dem Essen in seinem Zimmer auf dem Bett, erwog, ob es möglich wäre, so liegenzubleiben bis zum Abend, bis es Zeit würde für die Begegnung mit Weinberger. Schon nach einer Stunde stand er wieder auf, schlich er sich in den Garten. Es ging nie nach dem, was man sich dachte, sich vorstellte. Im Vorbeigehen sah er ein Herrenrad in Helges kleinem Gartenhäuschen. In der Ecke auf der Bank sitzend und in den Garten sehend, hörte er seine Mutter: Fried! Worauf wartest du? Er sah sich das Rad nehmen und in die Bauerschaft fahren, wie damals als Junge. Die Landstraße nach Brede hinaus, in den Birkenweg einbiegen, vor der Mühle halten. Die Tür war an die Wand zurückgeschlagen, die Kette des Sackaufzugs hing lang vom Aufzugbalken, im Erdgeschoß brummte der große Elektromotor, schlug die Eisennaht des Treibriemens gegen die Riemenscheibe, im ersten Stock klapperte das hölzerne Zahnrad am Rüttelschuh. Lennert trat in die Tür, grüne Hose, grünes Hemd, Mehlstaub an den Augenwimpern, den Unterarmen. Wie ein fertiger Mann wirkte er.

Unvermittelt trat anstelle Lennerts er selbst aus dem Innern der Mühle in die Tür, Weinberger näherte sich über den Vorplatz der Mühle. Er erwartete ihn, begann: Mein Name ist Fridtjof Beese, ich habe Ihren Vetter gut gekannt, Leonhard Dahn, den Sohn Ihrer Tante Dora, der diese Mühle gemacht hat. Aber Weinberger war nicht allein, jemand ging neben ihm, schattenhaft, stumm, er wußte im Augenblick, dieser andere war der wahre Besucher, Weinberger war nur sein Begleiter und Beistand. Weinberger hatte nachgeforscht, Lennert, halber Jude, halbes Judenschicksal, war mit dem Leben davongekommen, er hatte ihn gefunden. Weinberger hatte getan und war gelungen, was jeder hätte tun, jedem hätte gelingen können. Es war der Lennert von damals, die rein nordische Erscheinung, die dem Idealtyp näherkam als sonst einer. Spuckte er ihn jetzt an, schlug ihm ins

Gesicht? Alles war er entgegenzunehmen bereit. Lennert sah, wie nur er das konnte, mit leerem Gesicht an ihm vorbei. Ein Lennert geriet nicht in Zorn, rächte sich nicht. Ein Lennert war unerreichbar für alles Dumme, Triviale, Gemeine, hielt sich nicht mit Jämmerlingen auf.

Er nahm das Rad, fuhr in nördliche Richtung, Brede lag südlich. Er kam am Kloster vorbei. Hier hatte der BDM sein Heim gehabt. Er erinnerte ein Fest von HJ und BDM. Gegen Mitternacht hatte sich ein Mädchen zu ihm gesetzt, Helferin bei seinem Vater. Er hatte den Verdacht gehabt, sie sehe in ihm nur den Sohn des Chefs, und war reserviert geblieben. Sie hatte ihn aber doch dahingebracht, daß er von seinem gerade absolvierten Wehrtüchtigungslager erzählte, und hatte gesagt: Warum ist so ein Lager reine Männersache, wo wir doch im Ernstfall Seite an Seite stehen müssen? Ihm hatte geschienen, sie meinte: Warum braucht es so ein dummes Fest, daß wir uns kennenlernen. Dann hatte sie gesagt: In was für einem Mief wir sitzen, sie waren in den Klosterpark gegangen. Ganz selbstverständlich hatte sie den Arm um ihn gelegt. Sie war vielleicht schon zwanzig, er erst sechzehn, sah nur älter aus. Sie umgriff ihn weit, ihre Hand kam herum bis fast auf seinen Bauch. Noch nie war er so mit einem Mädchen gegangen. Er wußte vom Treiben mancher Kameraden, kannte die Mädchen, deren Namen fielen, es waren Dreizehn-, Vierzehnjährige darunter. Sie hatten alle das Buch von Staemmler geschenkt bekommen, *Du und dein Volk*. Es gab darin die Aufforderung, die Erbmasse des deutschen Volkes zu erhalten und zu vermehren, zusammen mit dem Hinweis auf die Möglichkeit der Frühehe. Für sie hieß das nur, daß sie brünstig sein durften. Überlesen hatten sie, daß man seinen Körper rein, daß man Geist und Seele rein halten solle. Daß Staemmler gemahnt hatte, sich nicht

Gespielen, sondern Gefährten zu suchen, in diesem Zusammenhang von Liebe gesprochen hatte. Auf dem Weg, den das Mädchen führte, liefen sie sich fest. Es war sein erster Kuß gewesen. Daß man dabei den Mund aufmachte, mit den Zungen spielte, während des Küssens atmete, hatte er nicht gewußt. Bisher gingen Mädchen, die zählten, schöne Mädchen, für ihn jenseits eines Stroms. Sie zog ihn in immer neue Küsse. Er dachte nach einiger Zeit an den ersten zurück. Die aufgerissenen Münder, der Geruch speichelnasser Haut, das hörbare Atmen durch die Nase schien ihm weniger schön. Die Unordnung ihrer Kleider begann ihn zu stören. Er versuchte mit einer Hand, sich das Hemd in die Hose zurückzustopfen, hoffte, das veranlasse auch sie dazu, sich in Ordnung zu bringen. Sie folgte aber seiner Hand, glättete ihm das Hemd über einer Hinterbacke, ging dann nach vorn, griff ihn bestimmt und fest, einen langen Augenblick. Er wartete, ungläubig mit eingezogenem Bauch. Danach war er passiv, hielt sie nur mit beiden Armen umspannt. Ihm war, als müsse er sie vor dem starken Gefühl, das sie hinwegriß, schützen. Sie rüttelte sich frei, nahm seine Hand, führte sie an sich hinunter. Einen Augenblick ließ er sie auf dem schmalen Steg Baumwolle liegen, spürte die Wärme. Dann zog er sie zurück. Nicht so, sagte er ihr ins Ohr. Sie schnellte auf. Als er auf dem Rückweg den Arm um sie legen wollte, drückte sie ihn auf Distanz. Hätte er sich diese Klarheit, Unverwirrtheit erhalten. Nicht daß er unangefochten geblieben war. Er war in Versuchung gewesen, Prinzipien, Ideale fahrenzulassen. Er hatte sich einen Moment als Eroberer und Freund nicht eines albernen Schulmädchens, wie manche seiner Kameraden, sondern einer richtigen Frau aus dem Park zurückkehren sehen, als erst Sechzehnjähriger. Aber wirklich geschwankt hatte er doch keine Sekunde. Ein-

mal so bestanden zu haben und dann vom Weg abgekommen zu sein. Weinberger, weitläufig mit den Dahns verwandt, stand unausgesetzt vor ihm, er begann ein ums andere Mal: Mein Name ist Fridtjof Beese, ich kannte die Dahns gut, ich war oft in der Mühle und auf dem Hof, Lennert war mein Klassenkamerad, fast ein Freund –

Er fuhr weiter. Als er am Friedhof vorbeikam, vergaß er das Treten. Helge hatte vom Besuch der Gruft gesprochen, ihn als selbstverständlich hingestellt. Er wollte auf keinen Fall mit ihr am Grab stehen. Sie würde ihm Vorwürfe machen, sagen, hier sei sein Platz, hier lägen die Seinen und gehöre er hin, würde vielleicht verlangen, daß Methi umgebettet werde. Er ließ das Rad an der Pforte. Die Ruhestätte der Beeses lag groß und breit in der Mitte, bei den Plätzen der alten Laager Bürger. Er sah auf die Namen seiner Eltern, Friederike und Dr. Alfred Beese. Er war nicht zu ihrer Beerdigung erschienen. Helge war fassungslos gewesen. In einem Fleck Heidekraut lag eine schwarze Marmortafel für Methi, mit ihrem Mädchennamen Pöhler, mit Geburts- und Sterbedatum und -ort. Wie Helge es nach seinem Tod mit ihm und Methi halten wollte, war ihm gleich. Mochte sie ihn hierhin legen und ihre Mutter dazuholen.

Er stellte Frieds Rad in das Gartenhäuschen zurück. Wo er einmal tot und vernichtet gegessen hatte, in der Ecke, wollte er jetzt still und gesammelt die letzte Stunde erwarten. Helge erschien, kaum daß er saß. Ob er sie meide, fragte sie halb im Spaß, halb im Ernst. Ob sie wegfahren solle, nach Ledden, sie könnten kurzfristig ihre Häuser tauschen. Sie sei nicht böse, meine es ernst. Sie könne dann mit Ricarda sprechen und nach Fried sehen. Sie sagte, seit sie erwachsen war, zu Rixa nicht mehr Tante. Er hätte gern zur Antwort gegeben: Ja, hier sind die Schlüssel, laß mich allein, bis ich es hinter mir habe. Aber er sagte, sie solle ihm noch etwas Zeit lassen.

Die Rückkehr, Heimkehr nach den Jahren mache ihm zu schaffen.

Er sagte nach dem Abendbrot, er wolle noch etwas in die Stadt, und war erleichtert, als sie nichts fragte, ihm vielmehr einen Haustürschlüssel gab. Sicher hatte ein Bericht über Weinbergers Besuch und Lesung in der Zeitung gestanden. Sie sagte: »Klopf an meine Tür, wenn es spät wird. Ich schlafe sonst nicht ruhig.« Ihm schien, sie nahm an, er sei verabredet, und sagte zu ihm, was sie vielleicht zu ihrem achtzehnjährigen Sohn sagte, wenn er abends zu einer Freundin wollte.

Die Buchhandlung ließ schon ein. Stuhlreihen waren im Halbkreis bis dicht vor ein Lesetischchen gestellt. Jemand, Sommer selbst wohl, überprüfte die Lautsprecheranlage. Es gab einen Büchertisch mit einem Stapel von Weinbergers *Israel im Frühlicht* und anderen Werken über das Land. Fridtjof setzte sich in die hinterste Reihe, ganz ans Ende, wo er sich hinter einen Bücherständer drücken konnte. Es wurde voll. Er behielt den Eingang im Auge, erkannte Weinberger sofort. Weinberger schien die Haare immer zu lang zu tragen, sie fielen ihm auch jetzt auf die Ohren. Er hatte anscheinend dieselbe Windjacke wie auf dem Foto an. Zwei Leute, vermutlich von der Volkshochschule, die auf dem Plakat als Mitveranstalter aufgeführt war, brachten ihn, geleiteten ihn nach vorn zu Sommer. Weinberger sah wie belustigt auf das zahlreich erschienene Publikum, lächelte das Lächeln, das er auf dem Foto lächelte und das zu sagen schien: Freunde, übertreibt es nicht. Er zog sein Buch aus der Jackentasche, warf es wie eine gelesene Zeitung auf den Tisch, zog die Jacke aus, schlug die Manschetten seines karierten Flanellhemdes auf.

[...]

Fridtjof sah auf seine wie von Schmissen gezeichnete Stirn, er war etwas größer als Weinberger. Er sagte: »Eigentlich will ich Ihnen etwas ganz anderes sagen. Haben Sie morgen eine Stunde Zeit?«
Sie verabredeten sich für halb zehn in seinem Hotel.

Immer wenn er in der Nacht zu sich kam, stand er vor Weinberger, sagte den Satz, mit dem er anfangen wollte: »Mein Name ist Fridtjof Beese, ich habe Ihren Vetter, Leonhard Dahn, gut gekannt, ich war oft in der Mühle und auf dem Hof.« Am Morgen sagte er zu Helge, er fahre mit dem Auto weg, sie solle sich keine Gedanken machen, spätestens am Abend sei er wieder zurück. Helge mußte sich beherrschen.

Weinberger erwartete ihn. Fridtjof sagte seinen Satz. Weinberger sagte: »Aha«, einen Augenblick später, auf einen Platz zeigend: »Ihnen sind gestern Parallelen zwischen Ihrem und meinem Land aufgefallen.«

Er hatte wahrscheinlich nicht verstanden. Fridtjof setzte neu an: »Leonhard Dahn, Ihr Vetter, ich habe ihn gekannt.«

Weinberger massierte sich die Stirn. »Ich erinnere mich, eine Tante von mir war mit einem Deutschen verheiratet, der Dahn hieß. Ich habe sie nie gesehen, sie lebte in Breslau. Sie war durch die Ehe geschützt. Aber als ihr Mann umkam, ist sie geholt worden. So haben meine Eltern erzählt.«

»Sie hatten einen Sohn. Sie haben ihn frühzeitig zum Arier gemacht, mit Hilfe der Kirche. Sein Onkel hier in Laage, der Müller Stefan Dahn, hat ihn adoptiert.«

»Aber er muß auch ermordet worden sein –«

»Warum muß? Er war nur Halbjude. Sie gewährten Mischlingen einen Sonderstatus.«

»Warum haben wir in all den Jahren nichts von ihm gehört? Wissen Sie, daß er lebt?« Nach einem Schweigen sagte Weinberger: »Er war Ihr Freund?«

Die Straße nach Brede hinaus war breit und begradigt, keine Landstraße mit Schlaglöchern mehr, der Birkenweg asphaltiert. Schon an der Straße wies ein Schild auf das Bauemcafé im Reiterhof hin. Der Reiterhof, frühere Mühlenhof, lag gut sichtbar, der Buschwald war bis auf wenige stehengelassene Bäume beseitigt. Sie hielten vor der Mühle. Ein Zaun faßte den Vorplatz ein. Es war nicht mehr der große Platz von früher, auf dem Pferdeführwerke wenden konnten. Sie sahen auf die Mühlenfassade, drei Türen übereinander, die mittlere und obere mit einer eisernen Querstange, die Kette des Sackaufzugs lang vom Aufzugbalken in der Giebelspitze herunterhängend. Neben der unteren Tür hing eine Tafel des Heimatmuseums. Sie stiegen aus.

Fridtjof sagte: »Der Reiterhof dort war früher Dahns Hof. Die Mühle hatte Lennert übernommen. Dahn machte die Landwirtschaft, er hatte eine verstümmelte rechte Hand, vom KZ her. Im Sommer dreiundvierzig habe ich selbst drei Wochen in der Mühle gestanden, Lennert mußte ein Wehrtüchtigungslager mitmachen.«

»Dahn war im KZ?«

»Ein paar Monate. Er war Sozialdemokrat.«

»Und danach hat er gekuscht?«

»Im Gegenteil. Er hat seinen Hof zu einem Widerstandsnest gemacht. Er hatte einen mongoloiden Sohn, hat die debile Tochter eines Parteifreundes versteckt, dazu einen Jungen, von dem ich nicht genau weiß, was mit ihm war und woher er kam, und dann Lennert, Ihren Vetter.«

Weinberger hob eine Hand, spreizte die Finger. »Er hat vier gefährdete Kinder versteckt?«

»Lennert war schon kein Kind mehr, der Mongoloide auch nicht.«

»Tollkühn«, sagte Weinberger. »Wie war das möglich?« Er sah zu dem frei daliegenden Hof hinüber.

»Damals war hier alles zugewachsen, man konnte den Hof von der Mühle aus nicht einmal ahnen.«

»Es war doch alles erfaßt, jeder Hof registriert, kontrolliert, zu Ablieferungen für die Ernährungswirtschaft gezwungen.«

»Die Mühle diene als Sicherungs- und Abfangposten. Außerdem hielten sie den Wasserkopf, die Blöde und den Jungen nicht auf dem Hof selbst, sondern weiter zurück in einem Bienenhaus.«

»Tollkühn trotzdem. War dieser Dahn ein solcher Idealist?«

»Er wollte es mit den Nazis aufnehmen. Sehen, wer sich behauptet. Dreiundvierzig meinte er, der Spuk könne nicht mehr lange dauern.«

Weinberger fragte, ob sie zum Hof gehen sollten, dort sei ein Café. »Es ist heute geschlossen«, sagte Fridtjof. Der Ruhetag war auf dem Hinweisschild angegeben gewesen. Sie gingen trotzdem hin. Aus dem kleinen Hof von damals war ein Betrieb geworden, mit Reithalle, überdachter Führlanlage, Koppeln rundum. Pferde steckten ihre Köpfe aus den geöffneten Klappen von Boxen an der Rückwand der Halle und sahen ihnen entgegen. Als sie um die Halle bogen, lag das alte Bauernhaus vor ihnen. Es war als Café hergerichtet. Neben ihm stand ein Neubau, der sich nicht von einem Siedlungshaus unterschied. Weinberger fragte, wo das Bienenhaus sei. Fridtjof zeigte auf eine Koppel hinter dem Siedlungshaus.

»Es steht nicht mehr. Sie haben alles frei gemacht für die Pferde. Den Mühlenbach haben sie auch verrohrt.«

Weinberg sagte nach einer Weile: »Es fällt schwer, sich vorzustellen, was hier einmal war. Diese Dahns müssen Tag und Nacht in Angst gelebt haben. Beim geringsten fremden Geräusch müssen sie zu Tode erschrocken sein. Immer aufpassen, ob einer kommt, immer horchen, lauschen – ein Alb.«

»Die Debile schrie, daß man es weit hörte, und lief gern weg. Als ich die Mühle machte, war sie dreimal bei mir. Einmal wäre sie um ein Haar einem Kunden in die Arme gelaufen. Der Junge war ein Schleicher und heimtückisch, er hat sie zu allem angestiftet, was sie nicht sollte.«

»Und Sie haben sie immer rechtzeitig zurückgebracht? Steckten Sie mit Dahn unter einer Decke, waren genauso ein fanatischer Neinsager?«

»Ich habe nicht Dahns Vertrauen gewonnen. Nicht seine und nicht Lennerts Freundschaft. Sie sahen in mir den HJ-Führer, der ich war. Sie hatten recht. Ich glaubte an die propagierten Ideale.«

»Als HJ-Führer und Nazi-Jünger in einer Hochburg des Widerspruchs und der Verweigerung, und alles schweigend hingenommen. Wie reimt sich das?«

»Man petzt nicht. Petzen ist ehrlos. Zu großen Idealen gehört großes Verhalten. Kein Anliegen, kein Ziel rechtfertigt Gemeinheit.«

»Ah«, sagte Weinberger und sah ihn an. »Ihr Idealismus stand dem von Dahn nicht nach.«

Sie gingen zum Auto zurück. Jeder an seiner Tür, über das Dach hinweg, sagte Fridtjof: »Sie sind alle geholt worden.«

»Ja«, sagte Weinberger, »aber wer wußte denn außer Ihnen von dem Geheimnis?«

»Niemand.«

»Da es aufgefliegen ist, muß aber doch jemand einen Hinweis gegeben haben.«

»Niemand außer mir wußte und ahnte etwas.«

»Ihr Idealismus verbot Ihnen ehrloses Verhalten.«

»Er verbot mir zugleich, ich zu sein, selbst zu urteilen. Du bist nichts, die Idee ist alles. Sei jedes Opfer zu bringen bereit, Vater, Mutter, was dir lieb und teuer ist. Sei du selbst mit deinen Vorlieben, deinen Neigungen dein

erstes Opfer. Mein Schweigen war Egoismus, meine Loyalität Verrat am großen Ganzen.«

Er knallte mit der Stirn aufs Wagendach.

»Die Bringschuld, die sie jedem einimpften«, sagte Weinberger.

Sie stiegen ein. Er streifte einen Findling an der Ausfahrt, pflügte eine Spur ins Gras, ehe er den Weg gewann.

Weinberger sagte: »Lassen Sie mich fahren.«

Als sie hielten, fragte Weinberger: »Wie wäre es, wenn ich morgen nachmittag noch einmal zu Ihnen käme?«

[...]

Helge sagte: »Wenn du nicht ißt, kommst du herunter. Du hast nicht viel zuzusetzen.« Sie hatte Brötchen geholt, kochte ihm ein Ei. Sie stellte keine Fragen, ließ ihn in Ruhe. Sie sagte mittags, als er ihr mitteilte, daß Weinberger komme: »Ich bringe euch Kaffee, sonst störe ich nicht.«

Sie führte Weinberger zu ihm in die Gartenecke. Er bekam mit, daß sie und Weinberger einen Blick wechselten. Weinberger sagte: »Ihre Tochter war gestern in Sorge um Sie, ich habe sie beruhigt. Also, Sie waren im Sommer dreiundvierzig viel mit den Dahns zusammen, haben sogar die Mühle für Leonhard gemacht.«

Fridtjof warf sich zu ihm vor. »Herr Weinberger! Sie haben mich gehört und verstanden. Ihre Antwort bitte!«

Weinberger sah in den Garten und schwieg.

»Sagen Sie, was ich zu tun habe. Was Sie verlangen. Es ist akzeptiert.«

Er starrte Weinberger mit der wahnsinnigen Angst an, auf seinem Gesicht erscheine jetzt das schwache Lächeln und er sage: Regen Sie sich nicht auf, es ist alles halb so schlimm.

»Sprechen Sie als Richter, als Rächer, ohne Rücksicht. Ich muß es hinter mich bringen. Ich habe nicht mehr

unendlich viele Jahre. Als Lennerts Vetter, als Quasiverwandter der Dahns sagen Sie jetzt Ihr Wort.«

Das Lächeln erschien nicht auf Weinbergers Gesicht. Er sagte: »Sie sind noch der Idealist von damals, der das ganz Große will und an Selbstopfer denkt. Jetzt suchen Sie es in der Sühne. Die Opfer sollen die Richter sein, ich soll Ihnen Ihre Buße auferlegen.« Statt zu lächeln verdüsterte und verschloß sein Gesicht sich. »Sie monumentalisieren. Nüchtern betrachtet ist so vieles Trivialität, Zufälligkeit. Auch das vielleicht, daß Sie zu den Tätern gehören und ich zu den Opfern. Täterschaft und Opferschaft scheinen mir auf eine blinde, gleichgültige Weise verteilt. Wem die Geißel in die Hand gegeben wird, der schwingt sie. Schwingt sie auch dann, wenn sie bis gerade noch auf seinen eigenen Rücken niedergegangen ist. Haut und drischt, wie er bis gerade selbst gehauen und gedroschen worden ist.«

Fridtjof schrie: »Worauf wollen Sie hinaus? Ego te absolvo?«

Weinberger hob eine Hand. »Hören Sie. Vor einer Ewigkeit plante ich als junger Journalist eine Artikelseerie. The Hun are smashed, sollte der Titel sein. Wie erlebten Deutschlands Nachbarn das Ende von Unterdrückung, Barbarei und Terror? Wie verhielt man sich zu Sympathisanten, Kollaborateuren, wie zu Opfern, Verfolgten? Wie kam man wieder auf die Beine? Das waren so meine Fragen. Mit den Polen machte ich den Anfang. Ein leiderfahrenes Volk, dachte ich, zu Untermenschen erklärt wie die Juden. Auf dem Weg von Auschwitz nach Treblinka machte ich in Kielce halt, einer mittleren Stadt heute, vielleicht zweihunderttausend Einwohner. Ich war etwas benommen, meine Lebensgeister hatten sich für den Augenblick verflüchtigt. Auschwitz, verstehen Sie? Ich lernte da jemanden kennen, der gut Englisch sprach, auslandserfahrener Ingenieur, schätze ich. Bald war heraus, wer ich war, von wo ich kam und was

ich vorhatte. Welche Hunnen meinen Sie? fragte er mich. Ich denke, für ihn sind die Russen die Hunnen, und sage: Na, die Deutschen. Er sieht vor sich hin und erzählt mir dann von Kielce, seiner Heimatstadt. Daß sie zur Nazizeit nur sechzigtausend Einwohner gehabt habe, daß die Nazis hier ein Ghetto eingerichtet und bald dreißigtausend Juden hineingepfercht hätten. Daß gleich im ersten Jahr viertausend an Typhus gestorben seien, daß man einmal in einer mehrtägigen Aktion über zwanzigtausend nach Treblinka geschafft habe, daß immerfort welche angebracht, abgefahren worden seien. Natürlich habe Kielce alles mitbekommen. In einem Ort von sechzigtausend Einwohnern ein Ghetto von dreißigtausend! Man habe bestens Bescheid gewußt. Und nun, der Mann ist erst ein paar Monate zu Hause, zurück von der Zwangsarbeit in Deutschland, erlebt er, wie Kielce reagiert, als Juden, Davongekommene, Halbverbrannte sozusagen, wieder in ihr Heimatstädtchen zurückwollen. Keine Heerscharen, ein kleines Häufchen nur, nicht mehr als zweihundert. Aber man habe dieses Restchen nicht gewollt. Man habe ihm ein Pogrom bereitet. »Hunne«, sagt mein Gesprächspartner, »heißt doch eigentlich, Geißel Gottes sein, wie ein Todesengel über andere kommen.« Nun, im kleinen Kielce habe man damals Hunne gespielt, als die Jüdlein zurückkehrten, die man nicht gewollt habe, da die Stadt so schön von ihnen gesäubert gewesen sei durch die Hunnen, die man bis gerade hiergehabt hatte. Und das in Kielce! sagt der Mann. Einem so eingeweihten, so wissenden Ort! Nur hundertdreißig Kilometer von Auschwitz entfernt. Was dort, in Auschwitz, vor sich ging, habe man bei frischem Südwest beinahe riechen können. Er habe damals empfunden: Sie haben die Befreiung nicht verdient. Hunnen selber. Er kenne etliche von den Beteiligten. Heute seien es brave Bürger mit Familie. Niemand sehe ihnen etwas an. Er aber erinnere sehr gut die Mörder, die sie gewesen

seien. Wenn er ihnen begegne, müsse er sich immer fragen, ob der Hunne noch in ihnen stecke. Ob er, wenn man ihn rufe und ihm Gelegenheit biete, wieder lebendig werden könne. Das scheine unvorstellbar. Aber der Hunne im Mitmenschen sei, solange er schlafe, vielleicht immer unvorstellbar. Wie sei man nicht damals damit beschäftigt gewesen, aus dem Dreck aufzustehen, habe den Abdruck des deutschen Stiefels noch im Nacken gehabt, und doch sei man, als man des Häufchens Übriggebliebener ansichtig wurde, imstande gewesen, sich sofort seinerseits in Hunnen zu verwandeln.«

Weinberger machte eine Pause.

»Mein nächstes Land war Holland. Gartenland, dachte ich, Mühlen, Käse wie Wagenräder, Mijnheer und Meisjes in Holzschuhen. Wie man hier den deutschen Knobelbecher gehaßt haben muß. Natürlich, sagt mir ein Kollege, gehaßt und verachtet. Aber Knobelbecher passen auch an holländische Füße. Sie hätten sie bald nach den Möffen selber angezogen. Man habe ein Expeditionsheer von hundertsechzigtausend Mann in die Kolonien schicken müssen, zur Dämpfung von Hoffnungen, die dort aufgekeimt seien, nachdem die früheren Herren nun selbst Unterdrückung und Entrechtung erfahren hatten. Man sei gezwungen gewesen, dafür Gelder der Marshallhilfe abzugeben, habe damit Anstoß erregt. Die Gelder seien ja für den wirtschaftlichen Aufbau des Landes gedacht gewesen. Anstoß hätte auch das Vorgehen der Truppen in Java und Sumatra erregt. Die gerade gebildete Uno hätte es verurteilt, scharf verurteilt, es mit dem Vorgehen der Nazis in Holland verglichen. Euch mit den Nazis verglichen? habe ich ihn angeschrien. Er hat die Schultern gezuckt. Rein an den Haaren herbeigezogen sei der Vergleich nicht gewesen, müsse er zugeben. Für sie hätte das schnatternde Volk dort drüben etwas von Affen gehabt. Als vollwertige Menschen hätten

sie sie nicht angesehen. Ein Verdacht, ein Mißverständnis, ein geworfener Stein habe genügt, und ein ganzes Dorf sei in Flammen aufgegangen. Die Männer –«, Weinberger schnitt mit der flachen Hand durch die Luft, »die Frauen – klar? Ist ja überall dasselbe. Da seien Plätze zurückgeblieben, die man schnell habe vergessen wollen und müssen. Traurig, sage er heute, aber damals wahr.«

Weinberger machte wieder eine Pause.

»Sie können sich mein Déjà-vu-Erlebnis vorstellen. Mir ging mein Konzept mehr und mehr verloren. In Paris strich ich nur noch wie ein Tourist durch die Stadt. Ich tat so viel, daß ich mir ein damals aktuelles Buch kaufte, das als Bericht über die Befreiung von den Boches und die Jahre danach angepriesen wurde. Zunächst interessierte es mich nicht besonders. Wie das intellektuelle, kulturelle, gesellige Leben in Paris wiedererwachte, nun ja. Bis ich auf SS stieß, Buchenwald, Gestapo. Ich stutzte. Es war doch von Frankreich die Rede. Ja, vom Frankreich in Algerien. Oradours gibt es hier alle Tage, las ich. Las von Folter, von Disziplinierungs-, kollektiven Vergeltungsmaßnahmen, las, ganze Bataillone plünderten, sengten, vergewaltigten, massakrierten. Las von Lagern, von bis zum Skelett abgemagerten Menschen, die Gras fraßen, von Verhungerten, von Kindern mit geblähten Bäuchen und Köpfen, die nur noch Augen waren. Las wörtlich: Polizeimethoden wie die der Gestapo, Lager wie Dachau und Buchenwald, die bewunderten Paras wie die SS. Las: Untermenschen, Rassenhaß, Rattenjagd, alles wie bei den Boches vor ein paar Jahren.«

Weinberger strich sich die Haare zurück, es schien eine unbewußte Bewegung. Er sah Fridtjof an. Fridtjof schwieg.

»Zu Hause schrieb ich nicht die Artikelserie, die ich geplant hatte, nur einen Bericht. Ich fügte ihm einige

selbstkritische Fragen an. Ob nicht auch wir, das Opfervolk par excellence, unsere Kielces, unsere Oradours hätten. Wir haben sie nämlich. Ich fragte, wie sie denn uns, uns! hätten passieren können. Und wie wir es wagten, über sie zu schweigen. In Holland, in Frankreich – kein einziger Kriegsverbrecherprozeß. Und bei uns? Sind wir nicht wie alle? schrieb ich. Ich ging noch weiter, hören Sie gut zu. Ich schrieb, wie wir denn so selbstverständlich uns als Vorzugsvolk einzustufen, neblige Frühzeit zu bemühen imstande seien, wir, die tief Erfahrenen mit Volkstumswahn und Mythen. Ich fragte, ob auch bei uns uralte Muster durchschlüßen. Ich sagte, daß ich mir nicht sicher sei, ob unser Land sich anders verhalte als Polen, Holland, Frankreich, all die anderen. Ich war zornig, ich wollte provozieren. Ich war ein junger Mann und dachte, wie Sie anscheinend noch heute denken: Wer dem Opfertisch, der Schlachtbank entkommt, darf kein gewöhnlicher Mensch mehr sein. Der muß gewachsen, reifer, größer sein. Wie das jene kleine Seele in Amsterdam gesagt hat, ehe Sie sie kriegten: Die Juden müßten durch ihre Leiden zu Vorbildern werden, das sei ihre Aufgabe. Erfahrungen dürfen nicht umsonst gemacht sein, meinte sie, sie müssen zu etwas Besonderem, Höherem qualifizieren. Was für einen Aufruhr meine Fragen erregt haben. Wie ich beschimpft worden bin. Antisemit, Naziknecht, Araberküsser.«

Weinberger strich sich die Haare zurück, legte die großen Hände ineinander.

»Opfer – Täter, Täter – Opfer, austauschbare Rollen. Welche Hunnen meinen Sie? Gute Frage. In Grammatiken gibt es doch diese Flexionstabellen, Deklination der Hauptwörter, Konjugation der Verben. Solche Tabellen könnte man auch für Sachverhalte, allgemeine Wahrheiten aufstellen. Ich bin Hunne, du bist Hunne, er, sie, es ist Hunne. Ich bin Hunne an deinem Tor, du

bist Hunne an meinem Tor – Generaldefinition auf die
Frage, was ist der Mensch: Hunne am Tor.«

Auszug aus »Befehl dem Meer!«

Drei Tage Besuchssperre für Nichtangehörige, hatte Arthur gesagt. Am vierten ging ich zu ihr. Mein Weg führte am Gitterhaus vorbei. Der rote Backstein des Baues aus der Frühzeit der Anstalt hatte eine schwärzliche Färbung angenommen. Die Fenster aller drei Stockwerke waren vergittert. Aus einem Saal im ersten Stock drang ein Keuchen und Bellen zu mir, eine männliche Stimme setzte ein einzelnes Wort scharf dagegen. Der hohe Raum schien zu hallen, vielleicht weil er kaum möbliert war. Ich konnte von unten nur nackte weiße Wände sehen. An der Decke brannten, jetzt am Nachmittag, Neonröhren. An einem Fenster saß eine Gestalt in einer bis zum Kragen zugeknöpften Drillichjacke und bewegte den Oberkörper hektisch vor und zurück, vor und zurück. Hinter dem Haus gab es ein von hohem Maschendraht eingefasstes asphaltiertes Geviert, einen Auslauf. Ein älterer Mann in anliegenden Trainingshosen stand mitten auf dem Platz, starrte konzentriert auf den Asphalt, hob die Beine abwechselnd, als dehne er die Muskeln für einen Lauf. Dabei hielt er die Hände pfötchenhaft am Gesicht und redete mit sich. Ich wandte den Blick ab, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Ich näherte mich einer Gruppe, die an einem Blumenbeet am Weg beschäftigt war. Ich suchte den Wärter, den Pfleger. Es gab keinen. Die zwei, die mit Schaufel, Besen und Schiebkarre auf dem Weg standen, und die drei mit Hacken und Grabegabeln auf dem Beet kehrten sich mir zu und sahen mir entgegen. Dass man Gemeingefährliche hier ohne Aufsicht arbeiten ließ, war nicht denkbar. Dass es sich aber um Anstaltsinsassen handelte, daran konnte kein Zweifel sein. Ihre Physiognomien und wie sie hemmungslos gafften, allein schon ihre

Hochwasserhosen verrieten das. Ich setzte ein freundliches Gesicht auf, sagte guten Tag. Alle grüßten zurück. Einer wies auf das Beet und sagte: »Tuppen.« Ich nickte, lachte, sagte: »Oh, ja« und ging schnell weiter. Beim nächsten Beet sah ich, was er gemeint hatte, Tulpen. Ich hatte nicht geahnt, dass das Landeskrankenhaus so ein weitläufiger Komplex war, mit so vielen Häusern, weiten Rasenflächen zwischen ihnen, Baumgruppen, Flecken Gebüsch, Blumenbeeten, sich kreuzenden und verzweigenden Wegen. Eine Welt für sich, in der man sich verlaufen konnte. Ich hatte sie an einem Nebeneingang betreten. Da war eine Schranke, mit dem Auto durfte man als Besucher nicht hinein. Aber einen Pförtner gab es nicht, bei dem man sich hätte anmelden müssen. Der wenigstens in Augenschein genommen hätte, was da kam und ging. Erwartet hatte ich hohe Mauern, hermetische Abriegelung, genaue Kontrollen mit An- und Abmeldung und Passierscheinausgabe. Auf dem Schild vor dem Gitterhaus stand Haus 02. Martina befand sich im Haus 07. Dessen erste Station war auch eine geschlossene Abteilung, aber ohne Gitter. Die Fenster waren nur nicht zu öffnen, und die Stations-tür blieb verschlossen. Es war die Aufnahme- und Beobachtungsstation für unklare Fälle, vor allem solche, bei denen der Verdacht bestand, dass sie vor sich selbst oder andere vor ihnen geschützt werden müssten. Arthur hatte, aus der Firma nach Hause kommend, Tini in einer Blutlache sitzend gefunden, auf einem Stuhl in der Küche, mit zerschnittenen Armen. Sie hatte gesagt, er solle kein Idiot sein, aber er hatte den Rettungswagen und den Notarzt gerufen. Sie habe es nicht mehr ausgehalten, sich Schmerzen zufügen müssen, sagte sie dem Arzt. Der glaubte ihr nicht. Der Grad der Selbstverletzung verrate Selbsttötungsabsichten. Tini hatte den Kopf geschüttelt, aber sich apathisch in alles gefügt.

Der junge Mann, der auf mein Klingeln öffnete, trug eine kurzärmelige Kitteljacke und hatte muskulöse Arme. Ich stellte mich vor und sagte, zu wem ich wollte. Er sei Michael und Pfleger auf dieser Station, sagte der Mann. Frau Mertens sitze im Wohnzimmer. Sie sei etwas verkrampft und begreife nicht, dass man ihr helfen, nicht sie einsperren wolle.

Ich bewegte mich nur zögernd von der Tür weg. Arthur hatte mich vorbereitet, hatte gesagt, man bekomme einen Schrecken, werde ganz unsicher unter all den Blöden. Am Stationszimmer mit der großen Glasscheibe wurde ich mit Schwester Petra bekannt gemacht. Sie merkte mir etwas an. »Sehen Sie Kranke in den Patienten, nicht Verrückte«, sagte sie. Das hier sei auch keine normale Station. Hier suche man nur herauszufinden, wer wohin gehöre.

Ein Mädchen, das sich beim Näherkommen als gar nicht mehr so junge, nur mädchenhaft aussehende Frau entpuppte, kam mit starkem Hüftschlag heran. Sie zwang meinen Blick auf sich, machte kehrt und präsentierte sich mir von hinten, schmal und schön, mit einem in engsten Hosen steckenden kleinen Hinterteil. »Das sind alles Kranke hier«, sagte Schwester Petra lachend, »nicht vergessen!« Ich warf dem Pfleger einen Blick zu. Mir schien, er sah mich mitleidig an.

Dann stand ich vor Tini, unserem Tinichen. Sie saß kerzengerade auf der Kante eines Stuhls, die Ellbogen angepresst, die Hände ineinandergekrampft im Schoß. Die Ärmel ihres Pullovers waren hochgeschoben, ihre Unterarme dick umwickelt. Sie sah nicht einmal auf. Ich ergriff sie an der Achsel und sagte: »Ich bin es, Maxe.«

»Bist du allein?«

»Arthur muss arbeiten, das weißt du doch.«

»Du sollst immer allein kommen.«

Kaum saß ich, trat die Mädchenfrau ins Zimmer. Der Fernseher lief, ziemlich laut. Aber die Frau sah mich an.

Tini schien sich auf sie stürzen zu wollen. Schwester Petra erschien, stellte den Apparat leise und führte die Frau wieder hinaus, indem sie sagte: »Singen Sie uns etwas.«

»So ein Stück«, sagte Tini. »Sie ist verrückt, aber oben-drein eine Laila. Wenn sie sich auch an dich heranmacht, kratze ich ihr die Augen aus.«

»Es ist doch eine Kranke«, sagte ich.

»Wer weiß das? Wer kann in einen hineinsehen? Von mir heißt es auch, ich sei krank. Für akut gefährdet halten sie mich. Stümper. Einbildungen haben sie, nicht Einblicke. Sollen sie ihre Einbildungen über mich haben, zu Gesicht bekommt mich keiner. Mein Körper ist meine Burg. Ich hocke in ihm versteckt. Sie meinen zu wissen, wie es da drinnen aussieht. Sie denken, da ist alles tot und still, kein Leben mehr. Ich lasse sie das denken. Ich tue so, als sähe und hörte ich nicht, was um mich herum vor sich geht, als sei ich nicht da. Aber ich bekomme alles mit, registriere alles. Wenn ich mich nur besser beherrschen könnte und nicht manchmal solche Wutanfälle kriegte. Die verraten mich.«

Einer Frau mit aufgelösten Haaren war ihr Kamm zu Boden gefallen. Er lag zwischen ihren Füßen. Sie grapschte nach ihm, die Finger in Zeitlupe bewegend, bekam ihn nicht zu fassen. Ich wollte ihn ihr aufheben, Tini packte mich. »Untersteh dich, den Lauserechen anzurühren«, zischte sie. »Mit der stehe ich sowieso auf Kriegsfuß. Säuferdelirium. Wankt hier herum, patscht jeden an mit ihren Sudelpfoten. Ich habe ihr schon eins drauf gegeben.« Der Pfleger warf einen Blick ins Wohnzimmer. Tini erstarrte mit maskenhaftem Gesicht, legte die blassen Händchen ineinander. Ich musste lachen. Der Pfleger hob der Alkoholikerin den Kamm auf. Ich tat, als sehe ich erst jetzt, dass der Frau etwas heruntergefallen war. Als er draußen war, beugte sich Tini zu mir vor.

»Gleich, wenn es Abendbrot geben soll, fasst er, was auf den Tisch kommt und was wir in den Mund stecken sollen, mit den Händen an, ohne sie gewaschen zu haben. So machen es alle.«

Sie wies auf eine kleine Dicke, die sich auf die Schenkel schlug und sich dabei völlig vergessen zu haben schien. »Bei der fürchten sie, dass sie sich totfrisst. Fressen ist das einzige, was sie selbstständig kann. Schwitzt und riecht, dass es niemand in ihrer Nähe aushält, außer Schwester Petra. Der macht das nichts aus. Die hilft ihr morgens aus dem Bett, aus dem Nachthemd, auf die Toilette, an den Waschtisch, in die stinkenden Klamotten. Scheut sich nicht, sie anzufassen, ihr sogar unter die Achseln zu greifen. Dabei ist Schlafschweiß und Angstschweiß der ekelhafteste Schweiß, viel ekelhafter als Arbeits- und Hitzeschweiß. Und ohne einem Wasserhahn nahe gekommen zu sein, versorgt sie dann den Tablettenmann da oder macht uns das Frühstück. So sieht das hier aus.« Ihre Unterarme waren einschließlich der Handwurzel und der Ellbogen umwickelt. Ich hätte sie gern gefragt, ob das wegen der Verletzungen sei, die sie sich zugefügt hatte, oder ob ihr weitere Attacken unmöglich gemacht werden sollten. Überhaupt hätte ich sie gern rundheraus gefragt: Tinette, was war das nun, was du gemacht hast, sag mir die Wahrheit. Ich wagte es nicht. Ich nahm mir vor, die Schwester wegen des Verbands zu fragen. Das hieß, dass auch ich sie als Kranke betrachtete. War das nicht Verrat?

Eine ältere Frau kam herein, sich auf einen Gehwagen stützend. Sie blickte um sich, als sei sie noch nie in diesem Raum gewesen, sagte leise: »Mama?« Sie umrundete den großen Tisch in der Mitte, strebte wieder dem Ausgang zu, wisperte: »Weiß gar nicht mehr, wo es nach Hause geht.« Sie hatte niemanden angesehen, auch mich nicht, der ich zum ersten Mal hier war.

»Die hat es früh erwischt«, flüsterte Tini. »Dabei war sie selbst Krankenschwester. Besuch kriegt sie nicht. Die Mama, nach der sie fragt, gibt es schon lange nicht mehr. Das LKH dürfte die Endstation für sie sein.«

Ich erschrak über ihren verächtlichen Ton. Unser Tini-chen früher hätte nie so geredet.

Sie hatte immer ein Auge auf die Tür. Sobald einer vom Personal sich zeigte, nur auf dem Flur vorbeiging, setzte sie zu ihrer Rolle an. Hinter mir begann ein lautes Schnarchen. Der ganz ordentlich wirkende Mann, der dort bei meinem Eintritt gesessen und den Tini Tablettenmann genannt hatte, lag über den kleinen runden Tisch geworfen, den er vor sich hatte, die Arme baumelten herab, das Gesicht auf der Platte schwamm in einer Speichellache. Tini wandte das Gesicht ab, zeigte darauf und sagte: »So sieht das hier aus.« Mir war, als hörte ich: Hier habt ihr mich hingesteckt.

Sie sagte, kalt, als spreche sie von einem Schnupfen: »Der hält das Leben nicht mehr aus. Hat bloß noch von Pillen gelebt. Seine haben sie ihm genommen, ihre hier muss er jetzt schlucken. Siehst du darin einen Sinn? Wir Patienten sind vielleicht weniger verrückt als die Weißkittel. Ich sehe das alles und ziehe meine Schlüsse. Wenn dieser Michael gleich den Tisch deckt, lege ich mein Brot auf keinen Teller und kein Brettchen. Ich esse es aus der flachen Hand. Dann heißt es wieder: Der Teller vor Ihnen wird ganz traurig. Hat so ein schönes Muster, und Sie benutzen ihn nicht. So reden sie mit einem. Wenn ich von der Scheibe die Kruste abreiße, heißt es, das Brot wird ganz traurig, sein Leckerstes verschmähen Sie. Letztlich ist egal, wer es in den Brotkorb legt, Schmierfinken sind sie alle. Lassen Tür und Durchreiche zur Küche weit offen, sagen gleichsam: Seht, wir haben nichts zu verbergen. Was du nicht sehen sollst, bekommst du nicht zu sehen. Dann legen sie die Hand um die Tüte, aus der sie in den Topf schütten, du kannst nicht lesen,

was draufsteht, oder sie stellen sich vor den Topf und drehen dir den Rücken zu, oder sie verschwinden für ein paar Minuten um die Ecke, ins Kämmerchen. Diese sogenannte Küche ist ein Brutofen für Bakterien, Mikroben, Pilze, eine Backstube zur Heranzucht von Krankheits- und Fäulnisregern. Eine bakteriologische Bombe ist jeder, der da herauskommt. Ich esse so wenig wie möglich von dem Zeug, das sie da produzieren. Gar nichts zu essen wäre konsequent. Vielleicht komme ich noch dahin. Vorläufig gebrauche ich Erfrischungstücher. Damit wische ich Messer, Gabel, Löffel ab, auch Tomaten, Obst. Kölnisch Wasser desinfiziert nicht wirklich, ist aber besser als gar nichts. Ich hatte Waschbenzin, das haben sie mir weggenommen. Feuergefahr, man ist schließlich verrückt. Ich glaube, sie passen besonders auf mich auf. Sie merken, dass ich sie durchschaue, und sind wütend.«

»Macht man denn nichts mit euch? Keine Anwendungen, nicht einmal Beschäftigungstherapie?«

»Oh doch. Wie im Kindergarten. Ihr lieben Kleinen, hier habt ihr Buntstifte, jetzt malt. Malt, was euch in den Kopf kommt, wozu ihr Lust habt, denkt nicht nach. Wir sollen uns aufs Papier werfen und drauflosmalen, das heißt ihnen verraten, was durch unsere Hirne oder Seelen oder Träume spukt. Von mir kriegen sie nichts, das sie auswerten können. Eine Therapeutin soll das sein? Studentin oder Praktikantin ist sie, darf an uns trainieren. Sagt die Göre zu mir: Warum malen Sie kein richtiges Bild? Malen Sie doch etwas Schönes. Malen Sie Ihre Familie, Ihr Haus, Ihren Blumengarten. Schwarze Striche habe ich gezogen, einen neben dem anderen, mit einem Lineal, das ganze Blatt voll. Darüber mögen sie sich die Köpfe zerbrechen. Lieben Sie keine Farben, fragt sie mich. Nehmen Sie doch die Buntstifte. Dabei beugt sie sich über mich, bläst mir auf den Kopf. Ich bin aufgesprungen und habe Front gegen sie gemacht. Sie wollte

wie mit einem Dummerchen mit mir reden, mich anfassen. Da habe ich das Lineal gehoben. Seitdem lässt sie mich in Ruhe.«

»Tini, sie meinen es gut mit dir.«

»Ich funktioniere nicht wie ein Automat auf Knopfdruck. Das gefällt ihnen nicht. Sie merken, dass ich sie durchschaue, und fühlen sich ertappt. Es gibt nichts, was Menschen mehr übelnehmen, als wenn man ihnen auf die Schliche kommt, so dass sie ein schlechtes Gewissen haben müssen. Dann werden sie böse, ziehen im Stationszimmer schon mal die Spritze auf, mit der sie dich ruhigstellen wollen, und schließen die Tür zur Gummizelle auf. Und was sagen sie zu dir, wenn sie dich schnappen und da hineinzerren? Dass das nur zu deinem Besten ist, dass sie es gut mit dir meinen. Sie erklären den Vorwurf, den du für sie darstellst, zum typischen Erscheinungsbild einer Krankheit mit langem lateinischem Namen, und damit haben sie dich. Du bist der und der Fall und gehörst da und da hin. Sie zahlen es dir heim, dass du ihre Kreise störst, holen aus und schlagen zu.«

Die Frau mit den wirren Haaren, Alkoholikerin nach Martina, ruckte im Sessel vor, aber schien sich nicht zu trauen aufzustehen.

»Gibt es hier keine Klingel, um jemanden zu rufen?«, fragte ich.

»Abgestellt«, sagte Tini. »Sonst würde sofort irgendein Idiot davor stehen und ununterbrochen Sturm läuten.«

»Soll ich den Pfleger rufen?« Ich war sicher, die Frau lag sonst gleich da, oder ich musste sie auffangen, musste ihr irgendwohin helfen, womöglich auf die Toilette.

»Lass die Finger von der«, sagte Tini.

Die Frau kam auf die Beine, wankte mit abgespreizten Armen Richtung Tür. Sie machte einen Schuss zur Seite, auf mich zu. Beinahe wäre passiert, was ich befürchtet hatte. Tini sprang auf, herrschte die Frau, gleichzeitig vielleicht aber auch mich an: »Hände weg.« Ich hatte

meine schon gehoben. Schwester Petra erschien, nahm die Frau unter und führte sie hinaus.

»Der macht das nichts«, flüsterte Tina. »Die kommt aus der Küche, ist selbst von einem Schmierfilm überzogen. Hast du das gerochen?«

»Tinilein«, sagte ich, »bestimmt unterliegen sie hier strengster hygienischer Aufsicht. Alle Krankenhäuser sind Musterbetriebe in dem Punkt. Keins kann sich einen Skandal leisten.«

»Sie testen und messen nur, wofür sie sensibel sind. Wofür sie nicht sensibel sind, dafür haben sie keine Verfahren und keine Messgeräte. Sieh dir aber an, wie grob gestrickt sie sind, wie erbärmlich ihr Empfindungsvermögen ist. Dann ahnst du, was sich alles ungetestet und ungemessen in ihrer Welt breitmachen kann. Diese Küche ist ein Stall, ein Pestloch, stößt Dünste und Gerüche in Wolken auf die Station. Man riecht es nur nicht mehr so, weil man hier eingesperrt ist. Weil man das ständig atmen muss. Mir wird jeder Atemzug zur Qual. Man müsste das Essen und das Atmen einstellen.«

»Ach Tinschen«, sagte ich.

»Draußen war es auch schlimm. Aber da konnte ich etwas tun. Wo ich war, konnte ich für halbwegs erträgliche Verhältnisse sorgen. Draußen hatte ich auch noch Illusionen, besonders am Anfang. Was habe ich nicht vom Leben erwartet. Als Arthur und ich das Haus bauten, heirateten, wie blind glaubte und hoffte ich da. Nicht dass man ohne jede Erfahrung gewesen wäre. Erfahrungen macht man ja ab dem Tag der Geburt, ab dem Tag der Zeugung wahrscheinlich. Aber man sieht nichts als endgültig an. Man lässt hinter sich, was einem nicht gefällt, und blickt nach vorn, sucht den Horizont ab, erwartet das Leben.«

»Tini, du bist erst siebenundzwanzig.«

»Jetzt kann ich das nicht mehr. Man darf sich nicht ewig betrügen. Nur dass der Körper unbelehrbar bleibt. Vielleicht ist der Körper der größte Feind, den man hat. Will atmen und essen, sich wohlfühlen. Wenn er alles hat, ist er zufrieden. Dein Körper ist eine dumme Maschine. Aber vielleicht kann man ihm keinen Vorwurf machen, wie man Tieren nicht den Vorwurf machen kann, dass sie sind, wie sie sind. Vielleicht kann man nicht einmal Arthur einen Vorwurf machen. Es war ja keine böse Absicht bei ihm, nur Ahnungslosigkeit. Aus Ahnungslosigkeit hat mich Arthur nie ernst genommen. Er hat mir immer sein Ohr hingehalten, aber gehört hat er nie etwas. Er hätte in den Jahren mit mir schon einiges lernen können.«

»Es gibt keinen gutmütigeren, geduldigeren Menschen als Arthur.«

»Ich will mich nicht beklagen. Auch über meinen Körper nicht, er ist ja mein Versteck. Manchmal allerdings, wenn ich mich zu lange zu tief in ihn verkrochen habe, packt mich die Angst. Gestern hat es der Vielfraß da abgekriegt. Saß neben mir und klatschte in einem fort in die Hände. Ich habe sie nicht schlagen wollen, ich bin nur explodiert, die Arme flogen mir auseinander. Sie haben mich verwirrt. Ich soll mich nicht so abkapseln, nicht so ausschließen. Ich soll funktionieren, heißt das. Ich hatte die Nacht vorher nicht gut geschlafen, schlafe keine Nacht gut hier. Vernünftige Schlaftabletten bekommt man ja nicht. Sie haben Angst, dass man sie sammelt und ihnen irgendwann entwischt. Das fiel dann auf sie zurück. Sie zwingen dich zu leben, aber nur, damit niemand ihnen einen Vorwurf machen kann. Sich haben sie dabei im Auge, nicht dich.«

Der Pfleger Michael sah herein. Martina erstarrte, wies aber mit ausgestrecktem Arm an mir vorbei auf den Tablettenmann. Darauf schwenkte sie ihren Arm auf die esslustige Debile. »Das Klatschen und Patschen macht

einen verrückt«, sagte sie schnarrend, wie ich das noch nie von ihr gehört hatte.
»Bringen wir in Ordnung«, sagte der Pfleger. »Hören Sie, wie unsere Primadonna singt? Singt sie nicht schön?«

Auszug aus »Jung Siegfried«

Und dann ist er da, der besondere Einsatz, zu dem es selten kommt, mit dem der Beamte aber jederzeit rechnen muß. Fröhlich ruft sie, weist sie an, unverzüglich zum Gerichtsgefängnis zu fahren, dort erwarte sie der Justizwachtmeister Ahlkolk. Sie sind nicht weit vom Gericht, fahren in den Hof, dort ist der Eingang zum kleinen Gefängnis und zur Dienstwohnung Ahlkolks. Der Justizwachtmeister steht in Zivil unten vor der Tür, einen Schlüssel in der Hand. »Da stimmt was nicht«, sagt er und ist, was man sonst nicht an ihm kennt, aufgeregt. Er habe zufällig etwas aus seinem Gästezimmer holen wollen, das nur durch eine Mauer vom Gefängnis getrennt sei, da habe er trotz des wahnsinnig lauten Radios drüben irgendwelchen Lärm gehört, Knallen, Stimmen. Sein Kollege Scheidt tue da allein Dienst, bei fünf Einsitzenden.

Er führt sie eine Treppe hoch auf einen großen Vorplatz. Von den beiden Türen dort führt eine in seine Wohnung, die andere ins Gefängnis. In jenen Jahren haben Gerichtsgefängnisse in kleinen Landstädten oft keine Ähnlichkeit mit einem richtigen Gefängnis, bestehen manchmal nur aus einem Flur mit ein paar Zellen. Sie hören das Radio, es muß bis hinten aufgedreht sein. Ahlkolk sagt: »Zwei von denen sind gefährlich. Wir haben sie für eine Nacht in Verwahrung bekommen, sie sollen morgen dem Landgericht überstellt werden.« Er sieht auf ihre Pistentaschen. Adolphi reißt seine Tasche auf, zieht die Pistole, lädt sie durch und entschert. Brockmöller macht es ebenso. Ahlkolk führt leise den Schlüssel ins Schloß, blickt die Beamten an. Auf Adolphis Nicken dreht er den Schlüssel und stößt die Tür auf. Sei es, daß Adolphi die Worte des Polizeirechtslehrers erinnert: »Meine Herren, gehen Sie nie blind vor, verschaffen Sie

sich stets erst einen Überblick.«, sei es, daß er sich instinktiv richtig verhält, er stürzt nicht vor, bleibt in der offenen Tür stehen.

Vor ihnen liegt der diensttuende Justizbeamte Scheidt bäuchlings auf dem Flur, auf ihm kniet ein Häftling, der offenbar mit nichts gerechnet hat. Adolphi richtet die Waffe auf ihn und brüllt, die Musik überschreiend: »Polizei! Keine Bewegung!« Das ist die gelernte und korrekte Standardformel für diese Situation, das klischeehafte »Hände hoch« wäre falsch, da die Rechte des Gestellten in der Aufwärtsbewegung unter die Jacke nach einer Waffe fahren könnte. Der Häftling reagiert dennoch nach dem Klischee, hebt, sich aufrichtend, die Hände in Schulterhöhe. Adolphi kennt Scheidt nicht, ist immer nur, wenn er vor Gericht aussagen mußte, von Ahlkolk in den Gerichtssaal gerufen worden. Der da bewußtlos, mit hochrotem, ballonartig geschwollenem Glatzkopf vor ihm liegt, den Knoten seiner schwarzen Dienstkrawatte im Nacken, scheint ein alter Mann zu sein, mindestens siebzig Jahre. Adolphi überläßt die Sorge um den Mann Brockmöller und Ahlkolk, der Häftling ist wichtig. Er schreit ihn an, wie es im Lehrbuch für das Vorgehen von Polizeibeamten in solchen Situationen steht: »Zurücktreten! Mit dem Gesicht zur Wand an die Wand! Arme hoch, Hände anlegen, Füße einen Schritt zurück! Keine Bewegung!« Er folgt ihm, stößt ihm die Pistole ein paar Mal kräftig in den Rücken.

Brockmöller und Ahlkolk bemühen sich hektisch um Scheidt. Sie bekommen die fest zugezogene Krawatte nicht gelöst, Scheidt stickt. »Ein Messer!« ruft Brockmöller. Der Häftling dreht den Kopf nach der Szene. Er könnte allerdings auch nach der Eingangstür sehen, sie ist nur wenige Schritte entfernt, steht weit offen. Adolphi schreit: »Keine Fisimatenten!« Auf der anderen Seite steht, keine zwei Meter von ihm entfernt, eine Zellentür offen. Hineinsehen in die Zelle kann er nicht. Er

schreit: »Kontrolliert die Zelle da! Ob da jemand drin ist!« Brockmöller, über Scheidt gebeugt, reagiert nicht. Dann hat Ahlkolk ein Messer. »Helmut«, schreit Adolphi, »mach die Gefängnistür zu! Und überprüf die offene Zelle hier!«

Adolphi wird später vor Gericht von der Frage des Verteidigers überrascht werden, woher er gewußt habe, daß der Angeklagte habe prüfen wollen, wie abgelenkt der ihn in Schach haltende Beamte von den Vorgängen um den bewußtlosen Justizbeamten gewesen sei. Wieso er so sicher sei, daß der Gefangene die offene Tür ins Auge gefaßt und an Flucht gedacht habe. Vielleicht habe er ihm ja nur über die Schulter sagen wollen, daß die Zelle, die ihn beunruhige, seine Zelle sei und daß sie leer sei. Der Häftling habe vielleicht kooperieren statt fliehen wollen.

Brockmöller schließt die Eingangstür und kommt, die Zelle zu überprüfen. »Paß auf! Geh da nicht einfach rein!« schreit Adolphi. Noch immer spielt das Radio laut. Der Häftling dreht den Kopf zur offenen Zellentür. »Keine Bewegung!« fährt Adolphi ihn an, stößt ihn mit der Pistole. Brockmöller lügt, Waffe in Vorhalte, in die Zelle, sagt: »Nichts.« Er kommt mit einem Hocker, dem ein Bein fehlt, aus dem Raum. Das fehlende Bein liegt neben dem schwer atmenden Scheidt. »Prüf noch die anderen Zellen, ob die abgeschlossen sind«, ruft Adolphi. Plötzlich brüllt Scheidt auf, greift nach dem Schemelbein, will sich auf den Häftling stürzen. Ahlkolk stellt sich ihm entgegen, aber wird nicht mit ihm fertig, Brockmöller springt ihm bei. Adolphi wünschte sich Augen am Hinterkopf. Es gab ja noch den anderen schweren Jungen hier, der vielleicht in seiner längst aufgebrochenen oder von seinem Kompagnon aufgeschlossenen Zelle auf seine Gelegenheit wartete. Natürlich sieht sich der Häftling nach dem Gerangel mit Scheidt um – oder ist es wieder die Eingangstür? Sie ist zu, aber ist sie auch

abgeschlossen? Adolphi bohrt dem Mann den Lauf in den Rücken. »Bloß keine Fisimatenten!« Scheidt wird überwunden und in die kleine Wachstube bugsiert. Dort steht das Radio, sie stellen es aus. Brockmüller überprüft die anderen Zellen. Sie sind abgeschlossen, bis auf die letzte. Bei der gibt die Tür nach. Brockmüller fährt mit einem Überraschungslaut zurück, reißt die Pistole, die er schon weggesteckt hat, aus der Tasche, ruft: »Komm raus, Bursche!« Adolphi rammt im Schreck dem alles beobachtenden Häftling den Lauf in den Rücken, daß er aufstöhnt. Ahlkolk ruft aus der Wachstube: »Die Zelle ist nicht belegt.« Minuten später ist alles vorbei, der Häftling wieder weggeschlossen. Sie stehen in der Wachstube vor Scheidt, dessen Schädel von einem blutroten Schmiß gezeichnet ist. Ganz so alt wie bei ihrem Eintritt sieht er nicht mehr aus, aber doch noch viel zu alt für einen Beamten dieser Pensionsgrenze. Er stiert vor sich hin, schüttelt von Zeit zu Zeit den Kopf. Ahlkolk sagt, er müsse ins Krankenhaus. »Und wir«, sagt Adolphi, »müssen als allererstes entladen«, und sieht Brockmüller an. Unerwartet für die drei räuspert sich Scheidt und beginnt mit kratzender Stimme zu erzählen. Dieser Hund da, er zeigt auf das Schemelbein, meint den weggeschlossenen Häftling, habe um Musik gebeten, habe zweimal gerufen: »Lauter, man hört nichts durch die Tür.« Er habe freundlich sein wollen und das Radio aufgedreht. Dann habe der Hund Tabletten gegen Kopfschmerzen verlangt. Er habe sie ihm unter der Tür her schieben wollen, aber der Hund habe um ein Glas Wasser gebeten. Wieder habe er freundlich sein wollen, habe – gegen die Dienstanweisung, wie er wohl wisse – ihm das Glas durch die Tür gereicht, der aber habe ihm die Tür aus der Hand gerissen und gleich das Holz über den Schädel gezogen. »Hätte mich erwürgt, wenn ihr nicht so schnell gewesen wärt«, murmelt er. »Tot wär ich jetzt.«

Auch Ahlkolk sagt zu Adolphi etwas von guter Arbeit, so prompt dagewesen, richtig vorgegangen, Schlimmeres verhütet. Das werde man höheren Orts hoffentlich zur Kenntnis nehmen. Adolphi wirft Brockmüller ein Blick zu. Brockmüller grinst. »Ja, mein Lieber, du hast die Sache im Griff gehabt, keine Frage.« Das Telefon klingelt, Fröhlich fragt nach seinen Leuten.

»Ich glaube, da hat wirklich einer Glück gehabt«, sagt Brockmüller auf dem Weg zur Wache. »Der wäre hopsgegangen, wenn wir nicht so schnell da gewesen wären. In Spanien haben sie die Leute früher mit einem Würgeisen ins Jenseits befördert. Wie hieß das Ding noch?« So habe der Kerl den Schlips von Scheidt zugezogen. Es ist fast vierzehn Uhr. Die Kollegen der neuen Schicht treffen ein. Alles bleibt bei Adolphi und Brockmüller vorn in der Wache stehen. Brockmüller erzählt, launig jetzt wieder, in der Art von Polizisten. Was für ein hinterhältiger Bursche das gewesen sei, laute Musik erbeten, die alles Geräusch übertönte, sich das mit den Kopfschmerztabletten und dem Glas Wasser überlegt und darauf spekuliert, daß der gutmütige Scheidt die Tür aufmacht, vorher im Schutz der Musik ein Bein vom Hocker gebrochen, mit dem Knüppel in der Hand hinter der Tür gelauert, und wie für ihn alles nach Plan verlaufen sei, nur daß ausgerechnet in den Minuten Ahlkolk etwas aus seinem Gästezimmer habe holen wollen. Zwei Zufälle hätten Scheidt das Leben gerettet: daß Ahlkolk in das selten betretene Zimmer gemußt habe und daß sie, die Streife, nicht weit gewesen seien. »Und der hier«, er schlägt Adolphi auf die Schulter, »behält bei allem klaren Kopf, hat alles im Blick und denkt an alles, sogar noch ans Entladen hinterher.«

Man lächelt und nickt anerkennend. Mehr als einer weiß etwas zu erzählen über die List und Hinterlist, den unglaublichen Einfallsreichtum, die alle Vorstellungen

übersteigende Kunstfertigkeit, Unberechenbarkeit und Gefährlichkeit von Schwerstkriminellen, die Ausbruch im Sinn haben. Wer nichts mehr zu verlieren habe, mache vor nichts halt. Scheidt habe großes Glück gehabt, und sie, Adolphi und Brockmüller, könnten auch von Glück reden, daß alles gutgegangen sei. »Nix da, Glück!« ruft Brockmüller, zeigt auf Adolphi, »bei dem da hatte der Kerl keine Chance.«

Brockmüller hat sich für den Nachmittag etwas vorgenommen und geht. Der Wachhabende der neuen Dienstgruppe pocht auf das Wachbuch mit der Einteilung zum Dienst. Da tritt der Alte ein. Er winkt ab, als der Wachhabende aufschnellt, Meldung zu machen. Er wisse schon Bescheid. Zu Adolphi: »Gratuliere! Solche Einsätze machen uns Ehre. Das wird morgen groß in der Zeitung stehen.« Sie hätten ja offenbar buchstäblich einem Menschen das Leben gerettet. »So etwas hebt unser Ansehen.«

»Herr Oberkommissar, ich war nicht allein«, sagt Adolphi.

»Natürlich nicht. Aber Ahlkolk sprach vor allem von Ihnen. Sie waren doch Streifenführer.«

Der Streifenwagen hält neben ihm, Dohm steigt aus, klappt die Rückenlehne seines Sitzes vor. »Einsteigen. Ihre Exzellenz, der Rehbock, wünscht den Herrn Oberwachmeister Adolphi zu sehen. Hat von Ihrer Heldentat gehört.«

Daß der Kreispolizeileiter intern Rehbock genannt wird, geht auf Dohm selbst zurück. Dohm hat ihn in den Nachkriegsjahren noch als einfachen Polizeimeister, Beamten des mittleren Dienstes, erlebt, zu der Zeit, als die Engländer die Polizei in ihrer Besatzungszone nach bri-

tischem Vorbild nur mit »Holzstäben«, Eichenholzknüp-
peln, ausrüsten und Schußwaffen allenfalls im Nacht-
dienst – wegen der marodierenden ehemaligen Zwangs-
oder Ostarbeiter – und bei besonderen Einsätzen zuge-
stehen wollten. Er hat da mitbekommen, daß der, der
jetzt der erste Schutzmann des Kreises ist, sich von einem
Großbauern einen Rehbock hatte schenken lassen. Zu-
fällig habe er eine Andeutung gehört, sei darauf hinter
der Wache auf das Tier gestoßen, das unter einer Plane
gelegen habe. »Für nichts hat er den Bock nicht gekriegt.
Der soll mir bloß mal was sagen.«

»Ja, hoch! hoch! zur Siegerehrung!« empfängt der Wach-
habende Adolphi, deutete zur Decke. Das Geschäftszim-
mer oben ist voll. Da stehen der Rehbock und der Alte,
die beiden Bürohengste, die von der Wache als Schutz-
leute nicht ganz ernst genommen werden, die Ermitt-
lungsbeamten, zwei von der Kripo und sogar die von der
weiblichen Kripo. Adolphi knallt die Hacken, legt die
Hand an die Mütze, schnarrt: »Oberwachtmeister
Adolphi meldet sich zur Stelle.« Der Rehbock winkt ab.
»Schon gut. Gratuliere. Das haben Sie und der andere,
wie heißt er noch, gut gemacht, sehr gut. Ich bin eigens
vorbeigekommen, Ihnen das zu sagen.«

Gerötetes Gesicht, knollige, verfärbte Nase, halbzer-
störte Stimme: Dohm hat auch erzählt, daß der Streife-
gehende Rehbock damals in Kneipen getreten, seinen
Blick wie zufällig an Flaschen hängen bleiben lassen und
unschuldig gefragt habe, was das denn für ein Schnaps,
Likör oder Weinbrand sei, und das, was für Zigarren das
seien. Worauf er Proben bekommen habe. Keiner habe
so geschnorrt wie er.

»Nun, junger Mann, war das so, wie mir erzählt worden
ist und wie geschrieben steht?« fragt der Rehbock.

Adolphi antwortet: »Ich habe die Zeitung von heute
noch nicht zu Gesicht bekommen, Herr Hauptkommis-
sar.«

»Was? Noch nicht gelesen? Das nenne ich uneitel. Sich gar nicht darum kümmern, was sie über einen schreiben. So sei der Mann! Sieht eigentlich gar nicht so heldisch aus, unser junger Kollege. Auf den Kern kommt es eben an. Wissen Sie überhaupt, mit wem Sie es da zu tun hatten?«

Adolphi antwortet, das wisse er nicht.

»Ahnungslos wie Jung Siegfried. Das waren zwei höchst gefährliche Subjekte. Raub, Erpressung, solche Sachen. Schlagetots waren das, alle beide, und hätten ja auch, wenn Sie nicht erschienen wären, den Justizwachtmeister hopsgehen lassen. Die Allgemeinheit schuldet Ihnen Dank und Anerkennung.«

Adolphi strammt sich, sagt: »Darf ich darauf hinweisen, Herr Hauptkommissar, daß wir zu zweit waren. Oberwachtmeister Brockmöller war mit dabei.«

»Bescheiden ist er auch noch. Das liebe ich. Dieser junge Kollege lehrt uns, was unser aller Devise sein sollte: Mehr sein als scheinen.«

Wenn er etwas richtigstellen wollte, wäre jetzt der Augenblick dafür. Sein Zeigefinger hat am Abzug gespielt. Ihn bis zum Druckpunkt durchgezogen, zurückgehen lassen, durchgezogen, obwohl die Waffe geladen, entschert, auf den Rücken des mit erhobenen Händen an der Wand lehrenden Häftlings gerichtet war. Wie ein unartiges Kind hat es sein Finger gemacht, ausgenutzt, daß sein Herr abgelenkt war, ein wenig aus der Fassung wegen der offenen Gefängnistür, der unkontrollierten Zellen dicht hinter ihm, des brüllenden Scheidts.

»Ja, Schlagetots«, sagt der Rehbock, »aber wir haben ja junge Leute in unseren Reihen, die solche Elemente nicht zum Zuge kommen lassen.« Er haut Adolphi auf die Schulter. »Weiter so, mein Junge.« Alle Augen ruhen auf Adolphi, alle lächeln. Der Rehbock dreht sich nach dem Alten um. »Das muß natürlich seinen Niederschlag

in der Personalakte dieses Mannes finden. Belastbar, nervenstark, durchsetzungsfähig. Imstande, Widerstand zu brechen. Bei Gefahr überlegen agierend. Ein für kritische Einsätze besonders geeigneter Beamter. So etwa muß es in der nächsten fälligen Beurteilung heißen. – Und hier gebe ich Ihnen die Zeitung«, der Rehbock hält sie Adolphi hin. »Es ist ja ganz unglaublich, daß Sie der letzte sind, der den Artikel liest.«

Adolphi klappt die Hacken, legt die Hand an den Mützenschirm.

Keiner von der Wache ist im Geschäftszimmer dabei gewesen, aber man scheint unten genau Bescheid zu wissen. Brockmüller und Dohm und der brave Am Ende kommen aus dem Aufenthaltsraum, es ist, als sei der Dienstbetrieb für Adolphis Belobigung ausgesetzt worden. Brockmüller hat die Zeitung in der Hand.

»Wo warst du?« fährt Adolphi ihn an. »Wieso mußte ich mir das alles allein anhören?«

»Ehre, wem Ehre gebührt«, grinst Brockmüller. »Ich hab mich hier unten ganz wohl gefühlt.«

»Schmier dir die Ehre sonstwohin«, sagt Adolphi. »Hat sich überschlagen, mich als Helden, als Drachentöter hingestellt. Jung Siegfried. Da kriegt man doch Zahnschmerzen.«

Fröhlich sagt gedämpft und sieht Dohm an: »Wir wissen wohl, warum der sich überschlagen hat, was, Harald? Wenn es einen im Kreis gibt, der nicht zum Helden taugt, dann ist er das. Ist verschwunden, wenn es brenzlich wird. Hat immer gewußt, wann er unsichtbar sein mußte. Auch eine Kunst.«

Brockmüller schlägt Adolphi die Zeitung auf den Kopf.

»Die habe ich für dich gekauft, aber du bist ja nun von höchster Stelle versorgt.«

Auszug aus »Ein seegrünes Fahrrad«

Was niemand für möglich gehalten hätte, geschah, Konrad heiratete. Bei Grossepeters kam eine junge Frau ins Haus. Die Alte, hieß es, hatte sie besorgt. Wie wäre Konrad auch sonst an eine Frau gekommen. Eine Feier hatte es offenbar nicht gegeben. Eines Tages im Herbst stand sie im Garten und grub ein Beet um.

Bert entdeckte sie oben vom Flurfenster aus. Um sie besser sehen zu können, stellte er sich im eigenen Garten hinten in die Sträucher. Verheiratete Frauen interessierten ihn an sich nicht, aber die da war noch ein Mädchen, außerdem mit Konrad verheiratet. Konrad nahm er nicht ernst. Konrad war ein erwachsener Mann, er machte die Sägerei, ja, aber eigentlich war er doch auch noch ein Junge, mit einer Mutter, die auf ihn aufpaßte. Die Alte hatte drüben das Sagen, das wußte jeder. Einen Baum durfte Konrad allein kaufen, bei zweien mußte er sie fragen. Daß der Betrieb noch nicht überschrieben war, wußten auch alle.

»Sie soll ihr besonders empfohlen worden sein«, sagte die Mutter, »als folgsam und gefügig.« Empfohlen von einer Kusine der Alten, Leiterin eines kirchlichen Fürsorgeheims im Süddeutschen.

Vorher, als die Alte den Garten noch selber machte, hatte Boreck die Beete im Herbst umgegraben. Für alle anstrengenden Arbeiten im Garten und im Stall hatte sie sich Boreck aus der Sägerei geholt. Für die Junge holte sie ihn nicht, obwohl die sich hinter einem Besenstiel verstecken konnte.

Konrad hatte noch nie etwas zu dem gesagt, was die Alte anordnete. Wenn man ihn nicht an der Säge, nicht auf dem Holzplatz, nicht im Kontor und nicht in der Feilstube fand, hockte er bei seiner Mutter in der Küche. Sie gab ihm Kaffee, manchmal schon etwas vom Mittag. Nachmittags gab sie ihm Plätzchen und Kuchen. ›Unser

Konrad«, sagte sie immer. Jeder verstand, daß das ›mein Konrad‹ hieß. »Jetzt hat sie ihn aber mit der Kleinen verheiratet, er gehört ihr nur noch halb«, sagte der Vater. »Nehmen läßt die sich nichts«, antwortete die Mutter, »schon gar nicht von einer aus der Fürsorge.«

Die Mutter wußte, daß das Mädchen Rosa hieß, hatte es von der Kirchenzeitungsfrau gehört. Kühe hießen Meta, Herta, Rosa. »Rosabianca, genaugenommen«, sagte die Mutter.

Wie der Name war alles an ihr, anders und besonders. Bert stand in den Sträuchern und besah sie sich. Die Floth verlief zwischen den Gärten, ein schmaler Bach. Es gab ein Brett. Beide Gärten hatten auch Törchen im Zaun, es war aber noch nie jemand von Aßmanns oder Grossepeters durch die Törchen und über das Brett getreten. Man ging außen herum, über die Straße und die Brücke, wenn man zum andern mußte. Das kam nur alle Jubeljahre vor.

Sie hatte ein helles Kleid an und braune Schuhe beim Graben. Noch auffallender war, wie sie die Haare trug. Sie hatte sie von allen Seiten hochgekämmt und hielt sie mit einem roten Band oben. Über der Stirn saß ihr der Schweif, schlenkerte bei jeder Bewegung.

Bert hätte sie gern von nahem gesehen, um sicher zu sein, daß sie wirklich noch ein Mädchen war. Sie hatte zwei Eimer bei sich, einen für Unkraut und einen für Steine. Immerfort mußte sie sich bücken. Da trat er durch das eine Törchen, über das Brett, durch das andere Törchen, ging zu ihr und sagte: »Ich will wohl das Unkraut und die Steine aufheben.«

»Oh, bella fortuna!« rief sie. »Du willst mir helfen? Und wie heißt du?«

Er bückte sich schnell, sagte: »Bertold.«

Der Eindruck, daß sie noch ganz jung war, hatte nicht getäuscht. Als richtige Frau hätte sie die Haare auch nicht so tragen dürfen. So ein Gebaumel ließ man nur

einem Mädchen durchgehen. Außerdem hätte sie als richtige Frau nicht solche Schuhe beim Graben getragen. Seine Mutter trug im Garten immer Holzschuhe, wie die Alte auch getan hatte. Braune Schuhe, die bis zu den Knöcheln gingen, mit gelben Schnürsenkeln, wo gab es so etwas. Man arbeitete auch nicht in einem hellen Kleid ohne Schürze oder Kittel.

Sie nannte ihn Bertolo. Ob er in dem Haus da drüben wohne. Ob er keine Freunde habe. Er sagte ja, nein, sah auf ihren Spaten. Ob er seine Hausaufgaben schon gemacht habe.

Er zeigte auf ihre Füße, sagte: »Du verdirbst dir die Schuhe.« Das war ein Satz seiner Mutter, wenn er durch nasses Gras oder über matschige Wege gegangen war.

»Ich habe keine anderen«, sagte sie. »Ich brauche sie hier nicht mehr.«

Ein anderer Satz seiner Mutter ging über Frauen, die keine Schürze nötig hatten.

Es gab immer einen hellen Laut, wenn sie einen Stein traf. War mehr als ein Stein oder außer einem Steinchen noch Unkraut aufzulesen, bückte sie sich auch. Er wurde manchmal von ihren schlenkernden Haaren gestreift. Er begann, Steine oder Unkraut zu übersehen, um dann, wenn sie sich bückte, zugleich mit ihr darauf zuzufahren. Sie lachte zuletzt, stieß mit dem Kopf nach ihm, hielt seine Hand fest. Er sah den gelben Ehering.

Sie hatte hellbraune Beine und trug keine Söckchen in den Schuhen. Manchmal staubte es, die Erde war trocken. Dann zogen Wölkchen um ihre Fesseln. Als sie sich Erde auf die Schuhe warf, benutzte er ein Grasbüschel als Quast, wedelte ihr die Knöchel, die Schuhe, die gelben Schnürsenkel sauber. Das Fenster zum Garten ging auf, die Alte sah zu ihnen herüber. Bert erwartete: Was machst du hier? Was hast du hier zu suchen? Das Fenster ging wieder zu. Danach unterbrach

sich Rosabianca nicht mehr, wick seinem Kopf und seiner grapschenden Hand aus.

Später riß die Alte das Fenster auf und rief: »Wo is de Raude?« Sie legte dabei den Kopf in den Nacken, als fragte sie jemanden jenseits der Floth im Aßmannschen Garten.

»Ich muß jetzt Schluß machen«, flüsterte Rosabianca. »Danke, amico mio. Heute tut mir der Rücken gar nicht so weh.«

Die Mutter sagte: »Draufgänger«, als er zurückkehrte.

Er nahm am anderen Tag die Blankputzbürste für braune Schuhe aus dem Schuhkasten mit. Als er über die Floth trat, stutzte er. Rosabianca hatte einen grauen Kittel an, viel zu groß für sie. Sie trug Holzschuhe, in den Holzschuhen Männersocken. »Wie siehst du denn aus?« entfuhr es ihm. »Das ist doch ein Kittel von Konrad.«

Man sah vom Kleid nichts mehr, von ihren Beinen nicht viel. Die Ärmel waren viel zu lang, aber sie hatte sie umgeschlagen. Die Stutzen klatschten bei der Arbeit an ihre blanken Unterarme. Das war, als sagte sie: Mich macht niemand zur Vogelscheuche. Die Holzschuhe waren vergraut und abgenutzt. Wahrscheinlich gehörten sie der Alten. Rosabianca hatte die dicken Socken mehrmals umgeschlagen. Nicht heruntergerollt, wie man das als Junge tat, sondern genau gleich breit umgeschlagen. Sie sah die Schuhputzbürste in seiner Hand, kraulte ihn im Nacken und sagte: »Cavaliere.«

Vorgebeugt beim Graben stießen ihr die Schöße des Kittels auf die Holzschuhe. Bert schlug gegen das Geschlabber und sagte: »Ich kann keinen Stein und kein Unkraut mehr sehen.«

Er übersah absichtlich Steinchen und Unkraut und wartete darauf, daß sie sich bückte. Sie ging auf das Spielchen ein. Ihre Hände kabbelten sich, sie sagte: »Das

ist mein Stein«, drängte ihn mit dem Kopf zur Seite, wischte ihm den Haarschweif durchs Gesicht. »Du schwitzt, zieh den Kittel aus«, sagte er. – »Noch nicht«, flüsterte sie. Eine halbe Stunde später, als sie rot war im Gesicht, zog sie ihn aus und legte ihn zu Berts Schuhputzbürste. Sie schüttete, auf einem Bein balancierend, die Holzschuhe aus, streifte die Socken hoch, schlug sie neu um.

Konrad kam mit dem Hanomag am Garten vorbei. Sie hatten Sägemehltag gehabt, er holte den vollen Wagen von der Bucht. Er sah nicht über die Hecke, obwohl Rosabianca in ihrem hellen Kleid dastand. Rosabianca warf nur einen kurzen Blick zu ihm hin. Bert beobachtete es.

Immer wieder kam ihr Erde in die Holzschuhe. Am Beetrand, wo die Erde besonders trocken war, stiegen die Staubwölkchen bis an den Saum ihres Kleides. Bert warf sich vor ihr in die Knie, blies in den Staub, klopfte die Socken ab, strich ihr die Beine hinauf und hinunter. Sie sagte: »Bertolo, was machst du?« Er krempelte die Socken neu um. Er war zu hastig, strich sie noch einmal hoch und schlug sie um, genau gleich breit. Sie sagte: »Mille grazie« und zog ihn am Ohr.

Sie entfernte sich Stich um Stich vom Beetrand, näherte sich ihm Stich um Stich wieder. Es ging so langsam, immer nur Trittchen für Trittchen. Er probierte, mit der Hand Staub aufzuwirbeln. Er wollte ihr mindestens einmal noch die Beine sauber streichen und die Socken umschlagen, ehe sie Feierabend machte. Er warf ihr Erde in die Holzschuhe, sie merkte es nicht. Sie trat ihm fast auf die Hand. Sie hastete auf einmal. Als er zum Fenster sah, stand die Alte hinter der Scheibe. Auch als sie verschwunden war, hastete Rosabianca noch, ließ sich auf kein Spielchen mehr ein.

»Wo is de Raude?« rief die Alte bald darauf, den Kopf im Nacken. Er prüfte unwillkürlich, ob seine Mutter drüben im Garten stünde und gemeint sei.

Es gab ein Mädchen mit roten Haaren in der Schule. Es hatte Zöpfe. Manche zogen es an den Zöpfen und riefen Rotfuchs. »Hat Rosabianca rote Haare?« fragte er die Mutter.

»Wirklich rot sind sie nicht«, sagte die Mutter. »Sie sind blond, mit einem rötlichen Schimmer.«

»Ich glaube, sie sind überhaupt nicht rot«, sagte er.

»Es gibt ein Rot, das ist der Traum aller Frauen.«

»Das meint die Alte aber nicht, wenn sie Raude zu ihr sagt.«

Die Mutter verwies es ihm, »die Alte« zu sagen.

Mit Fremden sprach die Alte Hochdeutsch, mit Rosabianca Platt, das Rosa nicht verstand. Und immer sprach sie an ihr vorbei. Statt »wo bist du?« oder »komm rein« rief sie über den Garten hinweg: »Wo is de Raude?«

Daß er Rosabianca half, war ihr wahrscheinlich recht, dann schaffte sie mehr. Aber daß Rosabianca eine Eroberung gemacht hatte, mußte sie wurmen. Noch nie hatte ein Aßmann den Schritt über die Floth in ihren Garten gewagt. In ihrem Reich hatte alles einzig von ihr auszugehen und bei ihr zu enden. Unabhängig von ihr hatte in der Sägerei Grosseper nichts vor sich zu gehen.

An sich ließ er sich öfter auf dem Holzplatz sehen, in diesem Herbst aber keinmal. Konrad mochte den Hanomag unter dem Abdach für die Besäumsäge, wo er seinen Platz hatte, hervorholen und über den Platz röhren, Boreck den Bagger ächzen, kreischen, blubbern lassen, er sah und hörte nicht hin. »Berti, Casanova«, rief Boreck einmal über die Hecke.

Klapperten die Raupen des Baggers, hieß das, Boreck kroch über den Holzplatz, einen besonderen Baum zu holen, einen, den Konrad nicht mit dem Hanomag

bewältigen konnte. Sie sagten nicht Bäume oder Stämme, sie sagten Blöcke. Blöcke bis zu einem Durchmesser von einszwanzig konnten sie durch die Säge schicken. Konrad hatte bis vor wenigen Jahren noch eine Gattersäge gehabt, ein Vollgatter sogar, dann aber auf Blockband umgestellt. Boreck erklärte Bert immer alles. Er hatte ihm das Wie und Warum der Umstellung genau erklärt, aber Bert hatte es vergessen. Oft schon während des Zuhörens dachte er, das brauche ich nicht zu behalten. Was für verschiedene Gatter es gab, welche Vor-, welche Nachteile ein Vollgatter, ein Ein- oder Zweiblattgatter, ein Horizontalgatter gegenüber einem Vertikalgatter hatte, was man unter Riemmentrieb, Pleuelstange, Wippstock verstand, er wollte es gar nicht so genau wissen. Behalten hatte er, daß Gattersägen weniger gut waren für kleine Lohnsägereien, Blockbandsägen besser.

Borecks wegen ging er hinüber, mit ihm war er gern zusammen. Boreck hatte ihm den Bagger gezeigt und erklärt. DEMAG stand groß auf seinem Rücken, so wie auf den Tanks von guten Motorrädern BMW stand. Sie hatten ihn allerdings vom Schrottplatz. Dort war er hingekommen, weil der Firma, der er gehörte, ein Raupenbagger zu schwerfällig geworden war und sie sich einen mit Gummirädern angeschafft hatte. »Unter meinen Händen hält der ewig«, sagte Boreck und streichelte den Bagger wie ein Pferd.

Seinen Platz hatte der DEMAG vor dem Tor des Sägehauses. Das Tor stand tagsüber immer offen. Konrad zog Boreck die Stämme oder Blöcke unter den Greifer, Boreck hob sie auf und legte sie auf den herausgefahrenen Sägeschlitten. Der DEMAG ächzte und schwankte bei der Arbeit, stieß Qualm in die Luft. Sein Auspuff ging nach oben durchs Dach. Konrad führte die Stämme mit der Hand, daß sie gerade auf dem Schlitten zu liegen kamen. Er zog die Spannhaken

heraus, Boreck schraubte sie mit einem Schlüssel, der länger als sein Unterarm war, fest. Sie nahmen es genau mit dem Festlegen, ließen sich überhaupt bei der Vorbereitung Zeit. Zwei- und dreimal umgingen sie einen Stamm, bepatschten ihn mit ausgestreckter Hand, redeten von Eisen. Damit waren Bombensplitter aus dem Krieg gemeint oder abgebrochene Isolatoren von Elektrozäunen oder eingewachsene Drähte, Nägel, Krampen. Eisen war schlimm für die Säge, wußte Bert von Boreck. Bei einem größeren Eisen konnte ein ganzes Sägeblatt hin sein.

Daß er sich beim Auflegen der Blöcke abseits halten mußte, brauchte ihm niemand zu sagen. Wohl durfte er hinter Boreck im DEMAG stehen und zusehen, wie er einen Stamm in die Zange nahm, aufhob, über den Schlitten brachte, niederlegte. Manchmal, wenn sie schwierige Blöcke wieder und wieder umlegten, wurde es ihm langweilig. Anschließend mit an die Säge wollte er sowieso nicht. Man befand sich da im Blickfeld der Alten, eines ihrer Fenster ging ins Sägehaus. Es konnte sein, daß sie das Fenster aufriß und rief: ‚Das ist kein Spielplatz für Kinder hier.‘ Meistens sägte Konrad, und bei ihm zu stehen, hatte er auch keine Lust. Konrad sah ihn nicht, setzte sich in seinen alten Sessel, den er auch noch mit einer Decke ausgelegt hatte, und döste. Man konnte an der Säge auch nicht reden, es war zu laut. Obendrein zog es immer im Sägehaus.

Was er gern tat, nur nicht durfte, war, spätnachmittags oder samstags, wenn Konrad und Boreck Feierabend gemacht hatten, über Baumstämme laufen. Immer gab es zwei, drei Haufen davon auf dem Holzplatz. Die Stämme lagen nicht kreuz und quer, aber doch so, daß leicht einer ins Rollen geraten konnte. Auch die Mutter wollte nicht, daß er auf die Haufen kletterte. Er war einmal abgerutscht und mit einem Bein zwischen zwei Stämmen festgeklemmt gewesen. Boreck war zum Glück

noch nicht gegangen und hatte ihn mit der zwei Meter langen Brechstange befreit.

Wenn der Holzplatz unbewacht schien, wollten manchmal auch andere über die Baumstämme und sogar über die Blockstapel mit trocknenden Brettern laufen und in den DEMAG steigen. Harald war an einem Sonntag mit anderen aus Berts Klasse erschienen und hatte verlangt, daß er mit ihnen nach drüben gehe. Er hatte gesagt, sie sollten alleine gehen. Als aber eines Tages Hugo mit seinen Mannen, Egbert, Philipp, Reinhard, vorbeikam, hatte er nicht nein zu sagen gewagt. Gegen Hugo war er ein Kleiner. Er hatte sie vor der Alten gewarnt, ihnen das Fenster gezeigt, durch das sie die Brennholzsäge und einen Teil des Holzplatzes überwachen konnte. Hugo hatte nur geantwortet: »Häng ihr einen Sack davor« und war gerade auf den Haufen gestiegen, der in ihrem Blickfeld lag. Als sie herauskam, waren sie weggelaufen, hatten ihr noch etwas zugeschrien. Ausgeschimpft worden war er, Bert, der nicht mit weglief.

In diesem Herbst war ihm aber Boreck, der Holzplatz, das Laufen über Baumstämme, auch Hugo völlig gleichgültig.

Rosabianca mußte den ganzen Garten umgraben. Bestimmte Beete mußten Mist haben. Der Mist lag hinter der Obstwiese am Stall. Bert fand im Stall eine Gabel mit abgebrochenem Stiel, eine Heugabel genommen nur. Mit ihr half er aufladen und die volle Karre schieben, indem er die Gabel seitlich in die Ladung stach, und half auch, den Mist gleichmäßig in der Furche verteilen.

Im Garten waren sie nie unbeobachtet. Rosabianca sah sofort zum Fenster, wenn sie sich einmal auf ein Händegekabbell einließ. Wenn er vor ihr auf die Knie ging, um ihre Beine sauberzustreichen und die Socken

neu umzuschlagen, flüsterte sie: »Bertolo, nicht.« Abends im Stall waren sie allein. Er half ihr beim Füttern, Einstreuen, Fegen. An sich mußte er zwar um sechs Uhr zu Hause sein. Aber er sagte zur Mutter: »Alle haben längst Feierabend, nur sie muß noch arbeiten.« Die Mutter sagte: »Es ist eine Schande« und schwieg. Er kam oft erst halb sieben, manchmal noch später nach Hause. Auch der Vater sah nicht mehr stirnrunzelnd zur Uhr.

Das Schaf, Lisa, lief noch den ganzen Tag auf der Weide. Sie holten es herein, gaben ihm kleingehackte Runkeln in den Trog. Die Schweine, die keinen Namen hatten, bekamen Runkelstücke, gekochte, gequetschte Kartoffeln, eingeweichtes Altbrot, das die Alte vom Bäcker holte, und Abfälle aus Küche und Garten. Über alles wurde Mehlschlempe gegossen.

Die Schweine machten ihn wütend. Sie quiekten und rüttelten mit der Trogklappe und der Stalltür, daß man kein Wort reden und verstehen konnte. Immer mußte man sich beeilen, ihnen ihr Fressen zu geben. Wurde die zurückgedrückte Trogklappe wieder vorgestellt, war mit einem Schlag Ruhe, man hörte nur noch ihr Schmatzen. Die Hühner hinter dem Maschendraht auf der anderen Seite bekamen Wasser in die Tränken, aufgespießte Runkeln zum Picken und Körner in zwei durchgeschnittene Autoreifen, außerdem Muschelschalen. Die Muschelschalen waren für die Eier wichtig. Rosabianca suchte sie nach dem Füttern aus den Nestern. Danach wurden die Schweine und Lisa gestreut. Das Stroh lag im Strohhall nebenan, wo auch die Verschläge für Runkeln und Kartoffeln waren. Zum Schluß wurde gefegt.

Hier im Stall kamen sie an einem Nachmittag, als es regnete und sie nicht graben, sondern den Schweinetopf kochen mußten, auf ein neues Spielchen. Sie hatten Kartoffeln in den Topf getan, eine ganze Schiebkarre

paßte hinein, und Feuer gemacht. Vor der Feuerung im Warmen einander gegenübersitzend, sahen sie sich in die Augen, knurrten sich leise an und ließen sich vornüber kippen, bis sie mit den Köpfen zusammenstießen. Capocarambola nannte Rosabianca das.

Bei dem Spiel entdeckte er, daß sie blaue Augen hatte. »Wirklich blaue? Du hast graue«, sagte sie. Sie legte ihm die Hände auf die Achseln, er seine auf ihre, sie wiegten sich mit zusammenstoßenden Knien vor und zurück und zu den Seiten, sie stimmte einen Singsang an, über blaue Augen, graue Augen, Meeresblau, Wolkengrau.

Danach vertrat er ihr jeden Abend, wenn sie fertig waren, den Weg und sagte: »Was für Augen hast du noch?« In der Hocke, Hände auf den Achseln, wiegten sie sich, sahen sich von nah, daß ihre Nasen zusammenstießen, in die Augen, Rosabianca sang ihr Liedchen. Das war für kurze Zeit ihr Abschied abends.

Nicht für lange. Was die Alte nicht sah, ahnte sie. Sie brauchte gar nicht zu erscheinen, um auch dieses Spielchen kaputtzumachen. Rosabianca hatte sie bald wie einen Alp auf dem Buckel. Nach dem Kleid, das unter dem Kittel verschwinden mußte, und den braunen Schuhen verbot sie ihr die Mädchenfrisur. Sie solle sich die Loden kämmen, ob sie glaube, sie könne bei Grosse-peters Zigeunermode einführen, hatte Bert selbst sie im Haus schreien gehört. Rosabianca war danach mit stramm am Kopf festgesteckten Haaren erschienen, nichts schlenkerte mehr, keine Strähne, mit der ein Windchen spielen konnte. Aber sie hatte Kämmе und Spangen mit roten Rücken und Nadeln mit gelben Glasköpfen genommen. Bei der Arbeit löste sich das Festgesteckte mehr und mehr, zuletzt war doch wieder ein Spiel um ihren Kopf. Auf Geplänkel ließ sie sich aber kaum noch ein, sah bald nur noch den Spaten in ihren Händen, den Mist, der in die Furche mußte, im Stall die gähnenden Tröge.

Oft am Spätnachmittag legte sie eine Hand in den Rücken, bog sich zurück und sagte, sie breche gleich durch. Sie tat das nicht unter dem Fenster der Alten, sondern hinten am Stall beim Mistfall. Aber eine Pause machte sie nicht. Hielt er ihre Gabel fest, sagte sie: »Nein, nein.« Im Stall trug sie über dem Kittel noch eine Schürze, aus einem alten Kartoffelsack. »Weil der Futterbrei so spritzt«, sagte sie, als er sie ansah. Dahinter stand natürlich auch die Alte.

Daß sie die Haare mit ihren eigenen Schmuckkämmen und Schmuckspangen und Glaskopfnadeln feststeckte, war nur ganz wenige Male. Dann hatte sie dieselben Kämmen und Klammern am Kopf wie die Alte. Wahrscheinlich waren sie von der Alten. Die Alte hatte ihr wohl auch gezeigt, wie sie die Haare feststecken mußte oder sie ihr selber festgesteckt. Es löste sich keine einzige Strähne mehr.

Bert gab nicht sofort auf. Er stieß ihr Erde in die Holzschuhe, warf sich vor ihr auf die Knie, strich ihre Beine sauber, schlug die Socken hoch. Sie trat zurück, schüttete die Holzschuhe aus, stieß die Socken zu den Enkeln herunter, grub weiter. Er packte sie mit beiden Händen an den Armen, sagte: »Was hast du noch für Augen?« Sie hörte ihn nicht.

Einmal an einem Nachmittag holte sie plötzlich einen Stein, den er in den Eimer geworfen hatte, wieder heraus, zeigte ihn ihm und sagte: »Das war eine Muschel. Früher war hier Meer. Du kannst es noch rauschen hören.« Sie hielt ihm den Stein ans Ohr. Er hörte nichts. Sie legte sich den Stein ans Ohr, machte mit dem Mund an- und abschwelliges Wellenrauschen. »Musik, Bertolino. Warst du schon einmal am Meer?« Sie gab ihm den Stein, er solle ihn gut aufheben.

»Warst du denn schon einmal am Meer?« fragte Bert.

»Ich war an vielen Stellen, einmal auch am Meer. Da hieß es nicht mehr: Nummer vierzehn, herkommen,

sondern: avanti, mein Töchterchen. Aber das war nur ganz kurz.«

Ehe er eine Frage zu dem fand, was sie da gesagt hatte, grub sie schon wieder weiter.

Am Spätnachmittag keuchte sie immer, hatte es immer im Rücken, bückte sich nicht mehr. Manchmal vergaß sie ihn, so daß er Angst vor ihrem Spaten haben mußte. Einmal trat sie ihm wirklich auf die Hand. Er schrie auf, sie fuhr zusammen, ging aufs Knie, nahm seine Hand, führte sie sich an den Mund und an die Augen und sagte: »Dio mio.« Der gelbe Ring steckte nicht mehr an ihrem Finger. »Wo ist der Ring?« fragte er.

»Ach, Bertolo, egal«, sagte sie.

Er dachte sich Fallgruben für die Alte aus, mit Wasser gefüllt, spitze Pfähle in ihnen. Er stellte sich vor, wie er sie anlegte und wo. Aber die Alte ging, wenn sie das Haus verließ, nur noch auf festen Wegen. Einzig Rosabianca kam dorthin, wo er Gruben heimlich, in Nachtarbeit, hätte anlegen können. Sie, nicht die Alte, würde von spitzen Pfählen aufgespießt eine Nacht in einer Grube hängen. Er sagte zur Mutter: »Rosabianca macht bald schlapp.«

»Daß sie nicht wegläuft«, sagte die Mutter. »Aber wohin soll eine wie sie laufen?«

Nachwort

»Ludwig Homann ist einer der großen Erzähler der deutschen Gegenwartsliteratur.« (Wiener Zeitung)

I

Ludwig Homann gehört zu den Außenseitern der westfälischen Literatur. Er lebt und schreibt zurückgezogen auf dem Lande. Dem literarischen Betrieb steht er fern. Die Resonanz auf seine Bücher interessiert ihn nur am Rande. Sie ist ihm fremd. So fremd wie ihm die Welt ist. Und so fremd wie ihm das Schreiben als solches ist. Ludwig Homann hat immer in erster Linie für sich geschrieben. Seine Stoffe verfolgen ihn, er ringt sie sich von der Seele ab. Der Gedanke an eine Veröffentlichung stand dabei nie im Vordergrund. Dass er mit seinem Roman *Der weiße Jude* einem Trend der Gegenwartsliteratur gefolgt war, war reiner Zufall. Es erfüllte ihn im Nachhinein mit Skepsis (s.u.). Auch dass er mit seinen Büchern Leser erreicht, dass diese sich überhaupt für seine Stoffe interessieren, ist dem Autor bis heute ein Rätsel geblieben.

II

Ludwig Homann wurde 1942 in Schlesien geboren. Er wuchs in Westfalen auf. Heute lebt er in Glandorf bei Warendorf. Sein Lebenslauf ist voller Brüche und Kehrtwendungen. Der Autor absolvierte zunächst eine landwirtschaftliche Lehre. Anschließend setzte sich der 17-Jährige aufs Fahrrad, fuhr von Münster an die dänische Grenze und quartierte sich hier zwei Monate in einem Gasthof ein, um sich Einsamkeit und Frust von der Seele

zu schreiben. Diese eruptiven Schreibanflle häuften sich, als Homann für vier Jahre in Ahlen im Polizeidienst tätig war. Dass er damals seine Schreibversuche fortsetzte, verwundert den Autor im Nachhinein selbst:

»Ich war ja vollkommen ahnungslos, kannte nicht einen Autor mit Namen, kannte niemanden, der das Wort Literatur überhaupt in den Mund nahm. Wie kommt man bei solcher Ignoranz auf den Gedanken, den Irritationen über das Leben mit zwei Erzählungen zu Leibe zu rücken und eine dann an das heimatliche Kseblatt zu schicken? Ich erhielt die Erzählungen nach langer Zeit kommentarlos zurück.«¹

Vom Polizeidienst hatte er schließlich genug.

»Ich fragte mich bald, ob das nun das Leben sei, dass ich 45 Jahre bis zur Pensionierung zu führen hätte. Das schien mir unmöglich, ich war erst zwanzig, einundzwanzig Jahre alt. Ich beschloß einen radikalen Neuansatz, nämlich das Abitur nachzumachen, zu studieren. Ich packte einen Koffer und fuhr nach Frankfurt, wo ich ein Abendgymnasium gefunden hatte.«²

Seinen Lebensunterhalt verdiente er mit Arbeit auf dem Bau. Wie bei der Polizei lernte er auch dort gestrandete Existenzen kennen, die in Baracken hausten, Alkoholiker waren und am unteren Rand der sozialen Rangskala lebten. Solche Erfahrungen flossen in seine Werke ein, zum Beispiel in seinen Roman *Engelchen*.

¹ So Homann in einem Interview mit der Literaturzeitschrift *Am Erker*, Nr. 31, Sommer 1996. – Der Verf. greift bei diesem Nachwort auf seine früheren Texte über Homann zurück.

² Ebd.

Auf das Polizistendasein folgten eine ebenso wenig befriedigende Zeit als Lehrer und der angesprochene Rückzug aufs Land. Erste Veröffentlichungen erschienen in der FAZ und im S. Fischer-Verlag: *Geschichten aus der Provinz* (1968), *Der schwarze Hinnerich von Sünnig oder sein Nachtgänger* (1970), *Jenseits von Lalligalli* (1973). Dieser frühen Publikationsphase misst der Autor heute keine Bedeutung mehr bei:

»Ich habe ein Manuskript an die Zeitung (FAZ) geschickt, das dann, ohne jede Vermittlung angenommen wurde. Ich kann mir heute nicht mehr erklären, wie es dazu gekommen ist. Die Geschichte ist unsäglich, sprachlich wie inhaltlich. Ich weiß nicht, was Robert Held, der damals der verantwortliche Redakteur der FAZ war, bewogen hat, sie zu drucken. Aber die anderen Sachen, die ich zu dieser Zeit schrieb und die dann 1968 bei S. Fischer erscheinen sollten, sind auch nicht viel besser [...]. Die gewöhnlichen Schwierigkeiten, die ein junger Autor bei der Verlagssuche hat, habe ich nicht gehabt. Eines Tages kam ein Schreiben von Peter Härtling, der damals Lektor bei Fischer war, dass sie ein Buch mit meinen Geschichten machen wollten.«³

Danach ging Homann in Klausur. Noch fühlte er sich als Autor überfordert: »Ich war zu abrupt in die Schreiberei reingestürzt und spürte, dass es so nicht weitergehen konnte.«⁴

In den folgenden Jahren schrieb er dennoch weiter. Es häuften sich die Manuskripte in seiner Schublade, ohne dass Homann ernsthaft nach einem Verlag gesucht hätte. Fast zwei Jahrzehnte wurde es still um ihn. Bis 1994 die

³ Ebd.

⁴ Ebd.

erwähnte Erzählung *Engelchen* ein »Comeback« einleitete. Es folgten zunächst in rascher Folge, dann mit zeitlicher Verzögerung weitere Romane, die im Mittelpunkt dieses Lesebuchs stehen.

III

In seinem literarischen Werk behandelt Homann schwere, fast archaische Themen, die mit Konflikten, Gewalt, menschlicher Tragik zu tun haben. In der Erzählung *Engelchen* entführt ein menschenscheuer, gebrochener Außenseiter ein kleines Mädchen und verschleppt es in seinen alten Schaustellerwagen. Seit dem Tod seiner Mutter vegetiert er hier vor sich hin. Von abgrundtiefer Einsamkeit gepeinigt, prägen sich bei ihm abnorme Verhaltensweisen aus. So entwickelt er eine aggressiv-obsessive Zuneigung zu einer Fliege, die für ihn eine kokette Hure verkörpert. Weil er bei den »großen Weibern« keine Chance hat, entführt er die neunjährige Julia Kramer, das einzige Wesen, das ihn jemals freundlich angelacht hat. Sie soll ihm Gesprächspartnerin und ein sorgendes »Hausmütterchen« sein. Wenn er seine Behausung verlässt, fesselt und knebelt er sie. Einmal jedoch bleibt er länger, zu lange aus – als er seinem Vater nach rund dreißig Jahren wiederbegegnet und sich eine Lösung seiner Probleme anzubahnen scheint. Als er zum Wagen zurückkehrt, ist Julia erstickt. Er wird verhaftet und verurteilt.

Ausgangspunkt für die Wahl des Stoffes war, wie oft bei Homann, eine Zeitungsnotiz. In einem Interview mit der Zeitschrift »Am Erker« erklärte der Autor, was ihn an diesem Thema gereizt hat:

»Man liest einen derartigen Artikel und fragt sich: Wie kann ein Mensch so etwas tun? Beim Unverständnis

stehenzubleiben ist, glaube ich, gefährlich. Ein sich der Einordnung schlechthin Entziehendes kommt einem scharfen Sprengsatz gleich. Welt ist bedroht, Unverstandenes sprengt die Welt. Geschichten holen, was herausgefallen, was unverständlich bleiben, unmenschlich scheinen will, ins Verstehen zurück, Geschichten stellen die lebensnotwendige Immanenz wieder her. Das ist manchmal harte Arbeit, der Ausgang selten gewiß.«⁵

In der gewalttätigen Dorfgeschichte *Ada Pizonka* wird die Titelheldin von der Täterin zum Opfer. Wie bei *Engelchen* liegt auch hier der Handlung eine Zeitungsmeldung zugrunde:

»Ja, das war ein grauenhaft blutiger Kriminalfall. Um den Ehemann aus dem Weg zu räumen, hatten eine Frau und ihr Geliebter einen libanesischen Asylbewerber engagiert. Nun war der Mann nach dem Anschlag noch nicht tot, und die Ehefrau vollendete den Mord, indem sie ihn mit einem Stein erschlug. Mich hat interessiert, wie dieses Paar, wie besonders die Frau danach weiterleben kann. Mord am Ehemann, und ein solcher Mord, das sollte doch anders im Magen liegen als ein gegessener Apfel. Nun ist die Geschichte von Ada Pizonka ja in entscheidenden Punkten anders. Sie ist ja nicht die entschlossene Täterin, sondern in hohem Maße auch Opfer.«⁶

Ada Pizonka ist weit mehr als nur ein spannend erzählter Kriminalfall auf dem Lande. Wie in »Engelchen« liefert Homann das Protokoll eines psychischen Zerstörungs-

⁵ Ebd.

⁶ Ebd.

prozesses. Und das düstere Porträt rohen, unbarmherzigen Lebens auf dem Lande. Ada Pizonkas tragische Lebensgeschichte spielt sich vor den Kulissen einer brutalharten westfälischen Welt voller Missgunst, Neid, Verschlagenheit und Gehässigkeit ab. Das schöne Flüchtlingskind hat sich, wie alle hinter vorgehaltener Hand oder auch ganz offen behaupten, den reichsten Bauern des katholischen, westfälischen Dorfs »geangelt«. Für die Anwohner bleibt sie eine Fremde, eine »Hexe«, für die Männer ist sie Projektionsfläche ihrer sexuellen Sehnsüchte.

Doch die Ehe mit dem »Kaiser von Brockdorf«, Ignaz Schulze Hennessen, geht, wider Erwarten, lange Zeit gut. Bis Hennessen von körperlichen Gebrechen heimgesucht wird und nur noch ein Schatten seiner selbst ist. Seine stolze Frau drangsaliert ihn, schikaniert ihn, vor allem, als er dem Alkohol verfällt. Er selbst, immer schwerer von Krankheit gezeichnet, erduldet alles und bleibt ihr in stummer Liebe ergeben.

Aber Ada ist dem Leben zugewandt, will es genießen, sucht das Vergnügen. So lernt sie Momme Berend Nissen, Fahrer eines landwirtschaftlichen Lohnunternehmens, kennen. Er ist jemand, der zupackt, ein Draufgänger, aber auch ein grobschlächtiger Choleriker. Was er ihr vor allem bietet, ist sexuelle Befriedigung. Von Berend angestachelt, schmieden beide Pläne, Hennessen zu beseitigen. Das Unterfangen gelingt, doch mit schwerwiegenden Folgen. Berend macht sich auf dem Hof breit. Nicht nur er, sondern auch seine Saufkumpane gehen dort bald ein und aus. Er ist gewalttätig gegen Ada, behandelt sie wie seine Dienstmagd. Bis es Ada nicht mehr aushält und ihn mit ihrem Wagen überfährt.

Auch dieses Verbrechen bleibt polizeilich unaufgeklärt. Aber es hinterlässt Spuren bei Ada. Sie wird immer apathischer, depressiv, beginnt zu trinken, vernachlässigt sich. Andere Männer wie ein zwielichtiger Viehhändler

werfen ein Auge auf sie. Sie lässt sich auf ihn ein, auch, um den Hof nicht verkommen zu lassen. Im Dorf kursieren Gerüchte, sie sei eine Hure, die es mit jedem treibe.

Die suggestive Kraft des Textes und der genaue Blick in die Abgründe der Psyche lassen dem Leser den Atem stocken. Über *Ada Pizonka* schrieb die *Süddeutsche Zeitung*: »Der Erzähler gehört der Welt seiner Figuren so intim an, dass er die Realien dieser Welt eher voraussetzt als vermittelt. Der eigentliche Sog bei der Lektüre geht von der randständigen Eingeweihtheit des Erzählers aus.« Es scheint, als habe Homann seine Protagonisten eher beobachtet, als sie dirigiert zu haben. Er nimmt die Rolle eines Chronisten ein, der selbst staunend vor dem steht, was sich da schicksalhaft abspult. Mit der Person der Ada Pizonka hat er zweifellos eine der stärksten Frauengestalten der westfälischen Literatur erschaffen.

Auf seine Arbeitsweise angesprochen, resümierte der Autor:

»Die einen recherchieren alles vor Beginn der Arbeit, für andere sind ausgedehnte Recherchen vor Beginn kontraproduktiv. Wie die einen von Beginn wissen, worüber sie schreiben wollen, andere das erst während der Arbeit finden. Ich gehöre eher zu den letzteren. Arbeit ist zugleich Erarbeitung. Das ist nicht ungefährlich. Im Extrem weiß man erst am Ende der Arbeit alles das, was man eigentlich zu Beginn schon wissen müßte. Das heißt, es kann einem passieren, daß man am Ende meint, man müsse noch einmal ganz von vorn anfangen, da capo.«⁷

⁷ Interview des Verf. mit Ludwig Homann anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Droste-Preis, abgedruckt in: *Westfalenspiegel* 1999, H. 4.

Noch zwei weitere Aussagen zum literarischen Schaffensprozess:

»Ich weiß nicht, ob es heute noch erlaubt ist, so zu schreiben, wie ich es tue. Ob das nicht hoffnungslos antiquiert ist. Geschichten erfinden, mit Charakteren, denen etwas widerfährt. Ist man damit eigentlich auf der Höhe der Zeit? Müßte nicht viel radikaler, extremer, verzweifelter, kälter geschrieben werden? Was geschieht nicht alles um uns herum, ist nicht in unserem Jahrhundert alles geschehen!«⁸

Und an anderer Stelle:

»Jeder weiß, daß man heute keine Geschichten in alter Manier mehr schreiben kann. Konventionelles Erzählen macht uns lächeln (sind wir guter Laune) oder ungeduldig. Es kommt uns wie Musik aus einer fern gewordenen Zeit vor. Zu zerstoßen und verbrannt ist uns alles, sind wir selber. Aber was viele Schreiber statt dessen heute bieten, ist zu oft angestrengt, ehrgeizig, gewollt. Unnötig, läppisch, langweilig. Wir fressen und fressen und werden nicht satt, nur müde. Wie müßte aussehen, was satt macht? Niemand weiß das, auch ich nicht. Ich weiß nur, daß man nicht verdrießen und langweilen darf. So bleibe ich, zähneknirschend, ohne jede Überzeugung, einstweilen bei den dummen Geschichten, sehe nur zu, daß ich sie in möglichst wenig Worten erzähle. Der Leser hat ein Recht auf Schonung (und Verschonung).«⁹

⁸ *Am Erker*, s. Anm. 1.

⁹ *Westfalenspiegel*, s. Anm. 7.

Ein Weiteres fällt – wie bei allen Werken des Autors – auf, die Genauigkeit der Recherche und intime Kenntnis der bäuerlichen Lebenswelt. Im Interview mit der Zeitschrift *Am Erker* erläuterte Homann:

»Für *Ada Pizonka* musste ich recherchieren. Zwar wohne ich auf dem Lande, aber viele Dinge habe ich bei den Bauern in der Nachbarschaft erfragt. Wie genau läuft die Bullenfütterung ab, wie der Mais siliert wird ... Ich habe mir das alles zeigen lassen, jeden Arbeitsgang. Schließlich muss das Sachliche bei einem Roman stimmen.«¹⁰

Auf das im Roman zum Ausdruck gebrachte sehr negative Männerbild befragt, antworte er:

»Eine bestimmte rohe Sorte Männer kommt vielleicht besonders zur Darstellung, der Anhang des Momme Berend Nissen. Diese Sorte kenne ich gut. Ich habe früher mehrfach auf dem Bau gearbeitet, habe mir so zur Zeit des Abendgymnasiums den Lebensunterhalt verdient. Da war ich mit solchen Leuten viel zusammen. Ich habe sogar zeitweilig mit einem Trinker ein Zimmer in einer Baracke geteilt. Er war fast immer besoffen und hat nachts häufiger, wenn er nicht aus dem Bett kam, ins Zimmer geschifft.«¹¹

Insofern zeugt auch *Ada Pizonka* von einem desillusionierenden Menschenbild:

»Ein pessimistisches Menschenbild, das mag wohl sein. Scheint es mir doch, als seien wir so gemacht, dass

¹⁰ *Am Erker*, s. Anm. 1.

¹¹ Ebd.

wenig zu hoffen ist. Dass der Dreck, den wir seit immer haben, mit jedem unvermeidlich und zuverlässig wiedergeboren wird und wir nichts loswerden, bis in alle Ewigkeit nicht.«¹²

Als Ludwig Homann 1999 mit dem *Annette von Droste-Hülshoff-Preis* (*Westfälischer Literaturpreis*) ausgezeichnet wurde, war in der Begründung davon die Rede, dass seine »Sittengemälde« in der Tradition Annette von Droste-Hülshoffs stünden, eine Anspielung auf ihre *Judenbuche*. Dem Autor selbst sind solche Schubladenzuweisungen eher suspekt:

»Wer eine Handlung in einem Dorf, einer bäuerlichen Welt spielen lässt, schreibt einen Heimat- oder Dorf- oder Bauernroman. Kommt Kriminalistisches vor, einen Dorfkrimi. Das sind mir so Einordnungen. Ich habe nichts dergleichen im Sinn gehabt, sehe mich in keiner Tradition oder Verpflichtetheit, habe weder an Ganghofer noch an Kroetz gedacht. Traditionen, Vorbilder, das muss doch alles längst gesprengt sein, auch in der Literatur. Wahrscheinlich bin ich nicht radikal genug. Die Sachen müssten so sein, dass niemand auf den Gedanken käme, eine solche Ein- und Zuordnung überhaupt zu versuchen. Wir sind hier am Punkt meiner Unsicherheiten und Zweifel.«¹³

Auch wer bei Homann einen politischen Anspruch sucht, wird enttäuscht:

»Eine explizit engagierte Literatur reizt mich nicht sehr. Literatur, die etwas will, die ein Problem wahrnimmt, es kritisiert und damit auch verändern will.

¹² Ebd.

¹³ Ebd.

Angebundener, vor einen Karren gespannter Literatur fehlt leicht etwas. Man merkt die Absicht.«¹⁴

Ludwig Homanns Bücher sind ohne vordergründige Botschaft. Der Erzähler hält sich zurück, überlässt anderen die Interpretation.

1996 folgte Homanns Erziehungsroman *Klaus Ant*, der seltsame Episoden eines tragikomischen Helden schildert. Jener Klaus Ant schlittert, scheinbar ohne eigenes Zutun, in groteske Situationen, bis er erkennt, dass solche Konstellationen zum Innersten seines Wesens gehören, von ihm geradezu heraufbeschworen werden. Die obskuren Ereignisse, in die er immer wieder verwickelt wird, sind so unberechenbar und fremd, wie sich Ant selbst geworden ist. Er bleibt von Anfang an ein seltsamer und hilfloser Kauz. Den Leser beschleicht ein bedrohliches, beklemmendes Gefühl. Er weiß nie, wie er die seltsamen Situationen einschätzen soll und welche ungewöhnliche Wendung die Geschichte nehmen wird. Der Haffmans Verlag gab die Erzählungen aus marktstrategischen Gesichtspunkten unter dem irreführenden Untertitel *Ein Erziehungsroman* heraus. Ebenso verschwieg der Verlag, dass die Erzählungen bereits Mitte der 1980er Jahre entstanden waren, also noch vor *Engelchen*. Zusammenfassend der Literaturkritiker Jürgen P. Wallmann:

»Klaus Ant würde gern sein Leben so selbstverständlich führen wie andere auch, doch das gelingt ihm nicht, und so fühlt er sich als ›Dilettant‹. Er ›stümperte noch immer, trotz Frau und gesicherter Existenz, pfuschte das Leben nur so hin, führte es nicht‹, heißt es in der vorletzten Episode. In der letzten dann will er

¹⁴ Ebd.

»der Kette der Lächerlichkeiten, die sein Leben darstellt, ein Ende setzen«. Doch auch sein Selbstmordplan mißlingt diesem norddeutschen Landneurotiker – und der Leser ist zufrieden, hat er doch inzwischen Sympathien entwickelt zu einem Mann, der ein bißchen quer steht in dieser Welt, durchaus aber nicht als lächerlich erscheint.«¹⁵

Die psychologische Durchdringung und Durchleuchtung von »gefährdeten Charakteren« zieht sich wie ein roter Faden durch Homanns Werk. Sie steht auch im Mittelpunkt seines Romans *Der weiße Jude* (1998). Das Buch sei nach Martin Walsers *Ein springender Brunnen* das interessanteste Buch eines deutschen Schriftstellers im Herbst 1998, schrieb FAZ-Literaturchef Thomas Steinfeld. In der *Frankfurter Rundschau* sprach Hans-Jürgen Schmitt von einem »denkwürdig ernsten und schönen Buch«, in dem eine »sprachliche Meisterschaft« zum Ausdruck komme, »die ihresgleichen« suche. *Der weiße Jude* sei »ein kleines Kunstwerk der Aussichtslosigkeit, in dem allein die Kunst des Erzählens das Rettende birgt«.¹⁶

Homann versetzt sich diesmal in die Lage des Hitlerjungen Fridtjow, der der Nazi-Ideologie mit allem Enthusiasmus erliegt. Im Fieberwahn verrät er seinen Freund Lennert, dessen Eltern drei geistig behinderte Kinder verstecken und treibt die Familie mit dieser Denunziation ins Verderben. Danach ist er nicht mehr er selbst. Er ist von einer heimtückischen Krankheit befallen, der Lethargie. Er handelt nicht, er lässt geschehen, wähnt sich von einem Dämon besessen, der ihn beobachtet und

¹⁵ So der Literaturkritiker Jürgen P. Wallmann in einer Rundfunkbesprechung des Buchs im WDR, ca. 2006 (Manuskript Literaturkommission für Westfalen).

¹⁶ *Frankfurter Rundschau*, Literaturbeilage vom 6.10.1998.

straft. Am Ende wagt er nicht einmal mehr, »ich zu sagen«. Er bemerkt, dass er »allmählich in das Gefühl, Jude zu sein, hineinglitt«, ohne es selbst zu sein. Das angeführte Urteil Steinfelds stellt vor allem die Genauigkeit der Recherche heraus: »Der Autor selbst war, als der Krieg zu Ende ging, drei Jahre alt. Die fiktive Erinnerung zeugt Monstren von beklemmender Genauigkeit.«

Der Autor hält diese desillusionierende Tonlage in all seinen Romanen aufrecht. Der Leser erhält keine Absolution, er muss den Roman bis zum Ende mit durchleben. »Die Sätze sind kurz, und zahlreiche Ellipsen verknappten die karge Umgangssprache zu Fridtjofs geschlossener, in Trümmer gegangener Welt«.¹⁷

Das Urteil bezieht sich schon auf *Der Hunne am Tor*, die Romanfortsetzung von *Der weiße Jude*. Auch diesmal steht das Thema Schuld und Sühne im Mittelpunkt. Der Roman verlängert Fridtjof Beeses Geschichte bis in die Mitte der neunziger Jahre. Fridtjof ist inzwischen 69 Jahre. Was in der Zwischenzeit geschehen ist, bleibt dem Leser verborgen. »Sein Leben hat er sein Leben lang vermieden, weshalb darüber nichts mitgeteilt wird.«¹⁸

Seine alte Schuld quält Fridtjof unvermindert. »Wie willst du sterben? Wie abtreten, ohne das Deine getan zu haben?« Sein ereignisarmes Leben erfährt eine Veränderung, als neben seinem Haus Asylbewerber untergebracht werden. Sie benutzen den Hof des Witwers als Abkürzung auf dem Weg ins Dorf und den Friedhof als Abort. In der Gemeinde sind sie so verhasst wie die Behinderten, die bisweilen das Café des Ortes aufsuchen. Dann taucht eine rechtsradikale Wehrsportgruppe auf, zu der Fridtjofs Enkel und der Sohn seiner Schwägerin gehören, und schüchtert die Asylbewerber gewaltsam

¹⁷ Jörg Plath in *Frankfurter Rundschau* vom 25.10.2001.

¹⁸ Ebd.

ein. Die Neonazis ernennen Fridtjof, dem zuweilen die nationalsozialistischen Propagandaformeln »Fremdvolk«, »Schädlingsrasse« und »unsere große volkliche Sorge« entfalten, zu ihrem Ehrenmitglied, hat er doch in den ersten Nachkriegsjahren plündernde Russen von den Bauernhöfen ferngehalten. Im rechtsradikalen »Idealismus« ihres jungen »Gauleiters« begegnet Fridtjof zudem der eigenen Verblendung früher Jahre wieder. Seine Mission sieht er darin, mit Zivilcourage gegen die Wiedergeburt rechter Ideen anzugehen. Als er sich – schon gegen Ende des Buches – mit vier schwarzen Asylbewerbern anfreundet, sehen die Neonazis in ihm einen Verräter und brennen ihm mit einem glühenden Eisen SS-Runen auf die Brust.

Die Grundkonstellationen sind denen des *Weissen Juden* ähnlich, ja fast gegeneinander austauschbar. Erneut wird Fridtjof in Versuchung geführt. Hält er diesmal stand? An die Stelle der Hitlerjugend ist in *Der Hunne am Tor* die Wehrsportgruppe getreten. Die Position des Halbjuden Lennert nehmen die Asylbewerber ein. Die geistig behinderten Kinder werden durch eine Gruppe Rollstuhlfahrer repräsentiert. Fridtjof selbst durchschaut die Wiederholung nicht, wohnt ihr nur bei.

Und doch: Fridtjof ist ein anderer geworden. Es sind Ansätze einer Persönlichkeitsentwicklung erkennbar. So kommt er Rixa nahe, die er zuvor nicht glaubte, lieben zu dürfen. Auch liest er ein Buch über Euthanasie und sucht nach Möglichkeiten, die Vergangenheit kritisch zu reflektieren. Einmal mehr geht es um den von Fridtjof versuchten inneren Läuterungsprozess. Das Drumherum hat nicht mehr als Katalysator-Funktion. In dieser Hinsicht ist *Der Hunne am Tor* kein dokumentarischer, sondern ein theoretisierender Zeitroman. In einer Kritik heißt es:

»Asylbewerber, geistig behinderte Kinder und Rechtsradikale dienen Homann als Spiegel eines traumatischen Geschehens, unter dem Fridtjof seit mehr als 50 Jahren leidet. Daher wird, je weiter der Roman voranschreitet, die Handlung zunehmend unwirklicher. Ihr Schauplatz ist eigentlich nicht das westfälische Leden, sondern eine verletzte Psyche.«¹⁹

Für das vorliegende Lesebuch wurde eine Szene ausgesucht, in der sich Fridtjof Beese von dem Journalisten Weinberger die Absolution für seinen als Hitlerjungen verübten Verrat erhofft.

Auch Homanns nächster Roman *Befehl dem Meer!* folgt vertrauten Spuren. Und ist doch ein ganz anderes Buch. Es erschien nicht mehr im Haffmans Verlag, der zwischenzeitlich in Konkurs gegangen war, sondern fünf Jahre nach *Der Hunne am Tor* 2006 bei Dittrich. So wenig glücklich die Zusammenarbeit zwischen Homann und dem Haffmans Verlag auch verlaufen sein mag – mit dem renommierten Züricher Verlagshaus verlor Homann einen Zugang zum größeren Literaturmarkt. Gerd Haffmans darf als Protegé des Außenseiters angesehen werden, wie übrigens auch im Falle eines anderen westfälischen Autors, Norbert Johannimloh.

Mit Martina (»Tini«) Mertens steht erneut ein »sonderbarer« Charakter im Vordergrund. Sie ist mit Arthur, einem biedereren Handwerker, verheiratet. In ihrem Eigenheim lebt sie wie in einem Käfig, ganz in ihrer eigenen, klaustrophobischen Welt. Zwischen ihr und der Realität steht eine imaginäre Wand.

Martina ist eigensinnig bis zur Weißglut. Wenn sie ihre »Touren« bekommt, ist sie ungenießbar und unbere-

¹⁹ Ebd.

chenbar. Als sie ein Kind erwartet, beginnt sie – von hypertrophen Vorahnungen geplagt –, den gerade neu gestalteten Garten zu zerstören, um mögliche Gefahrenquellen für das Neugeborene zu eliminieren. Ihr Mann gibt nach, erfüllt seiner Frau jeden noch so abstrusen Wunsch. Von einer »normalen« Ehe kann eh nicht die Rede sein, denn für Martina ist Arthur kein adäquater Partner. Sie fühlt sich zu Max hingezogen, dem Hausfreund. Erotik spielt dabei keine Rolle. Im Gegenteil: Martina hat etwas Unnahbares, selbst für den triebbestimmten Max. Die Faszination, die sie auf ihn ausübt, ist ihm selbst nicht klar. Mit ihrem komplizierten Wesen, ihren Obsessionen, Launen und Phobien betrachtet er sie wie eine Sphinx, wie eine interessante Fallstudie. Als Martina durch eigenes Verschulden ihr Kind während der Schwangerschaft verliert, gerät sie völlig aus dem Gleichgewicht und fühlt sich als Mörderin. Hysterisch und suizidgefährdet wird sie in eine Psychiatrie eingeliefert. Bei seinen dortigen Besuchen lernt Max das morbide Innenleben der Anstalt kennen. Martinas Tobsuchtsanfälle lassen nicht nach, sondern steigern sich noch. Als sie, um eine Ungerechtigkeit zu sühnen, mit einem Aschenbecher auf eine Insassin losgeht, wird sie in ein anderes Krankenhaus verlegt. Ein hoffnungsloser Fall, wie es scheint.

Doch es kommt anders. Die inzwischen 35-Jährige erleidet einen Unfall – und ist fortan von ihren exzentrischen Anfällen wie durch ein Wunder geheilt. Sie ist zwar an einen Rollstuhl gefesselt, doch dies hat ihren Wunsch, eine selbständige Existenz zu führen, eher forciert als verhindert. Von Arthur ist sie inzwischen geschieden und hat ihren ehemaligen Beruf als Arzthelferin wieder aufgenommen. Ihre Rätselhaftigkeit hat sie abgelegt und – trotz ihrer Behinderung – ihre weiblichen Reize entdeckt. In einer Bibliothek kommt es, acht Jahre nach der letzten Begegnung, zu einem zufälligen Wiedersehen mit

dem labilen Max. Unter neuen Vorzeichen bahnt sich ein Happy-End zwischen Martina und Max an, die, wie die Ähnlichkeit ihrer Vornamen zeigt, eigentlich schon immer zusammengehört haben.

Wie in seinen früheren Büchern nähert sich Homann auch in *Befehl dem Meer!* dem Thema nicht analytisch (oder gar aufklärerisch), sondern beschreibend. Es gibt auch inhaltliche Parallelen. Ihre Schuldkomplexe beispielsweise halten (wie die des »Verräters« Fridtjof in *Der weiße Jude*) jahrzehntelang an. Für Homann war Tini ein »sich selbst ausgeliefertes Element«. Die Handlung weist insofern eine innere Zwangsläufigkeit auf.

Auch diese Geschichte besitzt einen realen Kern. Homann:

»Ich hätte mich nie getraut, so etwas frei zu erfinden. Auf die Möglichkeit, dass Zwangsneurosen bei außergewöhnlichen Erfahrungen zusammenbrechen können, bin ich in einem der Bücher des Verhaltens-Therapeuten und ›Zwangsexperten‹ Dr. Nicolas Hoffmann gestoßen.«²⁰

Homann konnte, wie er weiter ausführt, vor über 30 Jahren

»einer überspannten jungen Frau dabei zusehen, wie sie sich mit Hausbau und Heirat ein neues Leben schaffen wollte. Ich empfand beklommen: Das kann nicht gutgehen. Ich skizzierte auf etwa 15 Seiten, wie es ausgehen könnte mit ihr, und hatte die Geschichte

²⁰ Im Interview mit dem Bearbeiter dieses Lesebuchs. Abdruck in: Westfalenspiegel 2006, Heft 6. Online: http://www.literatur-archiv-nrw.de/lesesaal/Rezensionen/Befehl_dem_Meer_/seite_1.html (abgerufen am 29.4.2020).

Martina Mertens, damals noch ohne das überraschende Ende, die Wiedergesundung.«²¹

An dem Stoff interessierte Homann auch Fragen der Ethik im Verhalten von Mensch und Tier.

»Tini nimmt es mit allem krankhaft genau: sagen wir. Sie sagt: Ihr seid krankhaft normal, Dickhäuter. Sie könnte fortfahren: Alles, was man tut, tut man immer auch sich selber an. Unser Umgang mit Tieren ist zugleich Umgang mit uns selbst. Reden wir nicht pathetisch von »Ehrfurcht vor der Schöpfung«. Denken wir an uns selbst. Daran, daß wir bei all unseren Entscheidungen und Handlungen immer zugleich Subjekt und Objekt sind, immer selber mitbetroffen, uns mit allem heben oder herabsetzen, erhalten oder zerstören. – Tini: Genauigkeit krankhaft? Ein Fall für die Psychiatrie?«²²

Ein widersprüchlicher Patron ist auch der Hauptprotagonist von Homanns nächstem Roman, *Jung Siegfried*, 2013. Der Polizist Rupert Adolphi ist Opfer seiner Berufsauffassung, mehr aber noch seiner selbst.

Adolphi ist kein normaler Polizist. Er hat nichts von der Behäbigkeit und Arroganz seiner Kollegen, die aus ihrer Uniform Kapital schlagen. Sie sind keine mustergültigen »Staatsdiener«. Bei der Ausübung ihrer Dienstpflichten lassen sie auch schon mal fünf gerade sein, verüben ihren Job nach Lust und Laune, oft an der Grenze des Zumutbaren. Sie vermischen Privates mit Dienstlichem, stellen jungen Mädchen nach oder pflegen, älter geworden, gutbürgerliches Stammtischgehebe. In der Hierarchiekette

²¹ Ebd.

²² Ebd.

oben angelangt, nehmen sie unrechtmäßige Vergünstigungen an. Ihre Hauptsorge: Bloß nicht in eine brenzlige Situation geraten. Dann liefe man Gefahr, falsch zu reagieren, was fatalen Folgen haben könnte, bis zur Suspension.

Adolphi ist anders. Schon auf der Polizeischule ein Streber, nimmt er es ganz genau mit den Vorschriften. Zu genau. Er ist das gegenteilige Extrem, ein hunderfünfzigprozentiger »Schutzmann«, der mit Akribie selbst kleinste Delikte verfolgt (defektes Fahrradlicht, unzulässiges Freihändigfahren ...). Von anderen, selbst den Mitarbeitern, wird jemand wie er als »bullenbeißerisch« oder »Radfahrerfresser« verspottet. Doch Adolphi kann nicht anders. Dass es seine Kollegen nicht so genau nehmen, befremdet, irritiert ihn. Er, der Idealist, will alles besser machen. Er übertüncht damit, was er im Grunde seines Herzens ist: Ein Zögerer und Zauderer, dem ein Lebensmittelpunkt fehlt und der nach Halt sucht.

Ironie des Schicksals: Ausgerechnet Adolphi, der über-skrupulöse Paragraphenreiter, wird plötzlich zum Helden. Beim versuchten Ausbruch zweier Schwerverbrecher bewahrt er kühlen Kopf und bringt die Situation bravourös unter Kontrolle. Von allen Seiten erntet er Lob. Das Lokalblatt und der überregionale »Anzeiger« veröffentlichen wahre Lobeshymnen auf ihn. Adolphi ist das peinlich. Es geht ihm nicht um die öffentliche Belobigung seiner Tat, sondern darum, den Vorschriften gemäß gehandelt zu haben. Als er für ein Foto des »Anzeigers« in voller Montur und mit sämtlichen Dienstabzeichen posieren soll, sagt er: »Ich schmücke mich nicht gern wie ein Pfingstochse.«

Doch auch Adolphi kann sich nicht von Eitelkeit freisprechen. Am erwähnten Artikel aus der Lokalpresse wurmt ihn, dass nicht er, sondern die Gefängnismitarbeiter namentlich genannt werden. Später blickt er eifer-

süchtig auf einen Kollegen, der ebenfalls eine Belobigung erhält. Für ihn, dem man das Zeug zum Aufstieg zutraut, ist das wie eine persönliche Niederlage.

Adolphi ist sich selbst von Anfang an ein unsicherer Kantontist. Er weiß, dass er bei der Festnahme der Ausbrecher alles andere als rational und »eiskalt« reagiert hat. Bei seiner angeblichen Heldentat hatte er den Finger bereits am Abzug der Waffe. Die Situation hätte ebenso gut auch eskalieren und mit einem tödlichen Schuss enden können. Dieses Wissen um seine Unzulänglichkeit trägt Adolphi wie eine Bürde mit sich herum. Er meint, dieses Versagen dadurch wiedergutmachen zu können, dass er das wird, was man ihm irrtümlicherweise zuspricht: ein überlegener Beamter zu sein, der anspruchsvollen und gefährlichen Einsätzen gewachsen ist. Nur so glaubt er, die Wahrheit seines vermeintlichen »Heldentums« verschweigen und Lob und Anerkennung annehmen zu dürfen. Gelingt ihm dies nicht, meint er sich offenbaren zu müssen. Er will nicht als Held auftreten, ohne es wirklich zu sein. Er fühlt sich von einem bösen Dämon verfolgt, der Einfluss auf sein Leben nehmen will. Nichts wünscht er sich so sehr wie von diesem permanenten Druck befreit zu sein. Homann lässt den Leser teilhaben an den Gewissenskonflikten eines Menschen, der geradezu masochistisch mit sich ringt und am Ende eine Entscheidung trifft, die sein Leben in eine neue Richtung lenkt.

Schließlich *Ein seegrünes Fahrrad*, eine Erzählung, die 2013 gemeinsam mit einer Neuedition von *Engelchen* im Bielefelder Aisthesis Verlag erschien. Homann hatte sich auserbeten, dass beide Erzählungen, aufgrund dieser kontrapunktischen Anlage, gemeinsam erscheinen sollten. Denn hier wird, anders als in *Engelchen*, ein Kind zum Mittäter, ein Erwachsener zum Opfer. Mit dem Opfer ist die feenhaft-verspielte Rosabianca gemeint, die

als junge Frau mit einem lebensuntüchtigen Bauern verheiratet wird.

Unter der Knute seiner herrschsüchtigen Mutter verkümmert die Fremde und verfällt dem Alkohol. Die zweite Hauptperson ist der Nachbarjunge Bertold. Der Jugendliche ist von der erotischen Ausstrahlung Rosabiancas fasziniert. Als ihr Zauber verfliegt, wendet er sich von ihr ab. Das neue Objekt seiner Begierde ist ein seegrünes Fahrrad, mit der er seine Umgebung erkundet – eine neue Stufe seiner Adoleszenz setzt ein. *Ein seegrünes Fahrrad* ist ein weiterer Text Homanns, der unter die Haut geht. Inhaltlich überschneidet er sich mit anderen seiner Texte, am ehesten mit *Ada Pizonka*. Auch dort stand eine attraktive Protagonistin im Mittelpunkt, die unausweichlich ihrem Schicksal ausgeliefert schien.

IV

Auf die Frage, wie er damit fertig werde, in seinen Romanen die Perspektive psychisch gestörter Menschen einzunehmen, hat Homann einmal geantwortet:

»[A]lles, was in der Welt ist, gehört dazu und muß verstanden werden. Von allem, was unverständlich ist oder scheint, geht die Aufforderung, man könnte sagen: der Auftrag aus, es zu verstehen, es nachvollziehbar zu machen. Das Abstoßendste, Ungeheuerlichste stellt insofern die größte Provokation dar.«²³

Für die Darstellung solcher Phänomene wählt der Autor eine schlichte, abgeklärte, distanzierte Sprache. In dieser Hinsicht ist von »schöner Wortkargheit« gesprochen worden (*Berliner Zeitung*). Homann ist Traditionalist,

²³ Am Erker, s. Anm. 1.

der sich modernen Sprachexperimenten verweigert – nicht aus Prinzip, sondern weil dies seinem Erzähltemperament nicht entspricht. Ihn zeichnet ein fast archaischer Umgang mit Literatur und Sprache aus, geschult an seinen großen klassischen Vorbildern wie Joseph Conrad und Dostojewski. Auch Pathos, Humor und Ironie sucht man vergebens. Alles ist von einem unbittlichen Realismus überwuchert. »Hoffnungsschimmer kennen diese Erzählungen kaum«, hieß es schon in einem Urteil über Homanns früheste Prosa.²⁴ Auf die Frage, warum er schreibe, hat Homann die wohl direkteste und präziseste aller möglichen Antworten gegeben: »Aus Mangel an Leben.«²⁵ Die Literatur hilft ihm, diesen Mangel zu kompensieren. Daran lässt er den Leser auf faszinierende Weise teilhaben. Bleibt zu hoffen, dass das vorliegende Lesebuch ein neues Interesse an diesem so besonderen und für die westfälische Literatur singulären Autor wachruft.

²⁴ Olaf Kutzmutz im *Kritischen Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* – KLG.

²⁵ *Haffmans' Literarische Nachrichten* Nr. 36 mit einem Interview mit dem Autor.

Textnachweise

Engelchen. Erzählung. Zürich: Haffmans 1994, S. 5-15 – *Ada Pizonka. Roman.* Zürich: Haffmans 1995, S. 8-16; 88-97 – Die Dicke, aus: *Klaus Ant. Ein Erziehungsroman.* Zürich: Haffmans 1996, S. 116-128 – Der Heckenschütze, aus: ebd., S. 175-184 – *Der weiße Jude. Roman.* Zürich: Haffmans 1998, S. 5-19; 73-78 – *Der Hunne am Tor. Roman.* Zürich: Haffmans 2001, S. 92-123 – *Befehl dem Meer. Roman.* Berlin: Dittrich 2006, S. 7-18 – *Jung Siegfried. Ein Polizeiroman.* Bielefeld: Aisthesis 2013, 18-23; 46-49 – Ein seegrünes Fahrrad, aus: *Engelchen und Ein seegrünes Fahrrad. Zwei Erzählungen.* Bielefeld: Aisthesis 2012, S. 169-181.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland

(Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94).